ATLANTIS

Heft 1 Januar 1955 Preis 3.—



IVA

ATLANTIS

LÄNDER · VÖLKER · REISEN

XXVII. JAHR · HEFT 1 · JANUAR 1955

Herausgeber: Martin Hürlimann

Ständiger redaktioneller Mitarbeiter: F. Hindermann

ATLANTIS VERLAG

Freiburg-Breisgau, Johanniterstraße 4, Tel. 67 17

INHALT

Umschlag: Mykonos. Farbaufnahme

Abonnementspreise:

Jahresabonnement DM 28.–, Halbjahresabonnement DM 15.–
Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung und die Post

Anzeigenverwaltung:

Wesa-Werbung – W. Sarkowski, Berlin-Lankwitz, Mozartstraße 30, Telephon 734704

Vertrieb außerhalb Deutschlands:

Atlantis-Expedition, Zürich, Zwingliplatz 3

Papier: Papierfabrik Biberist

ATLANTIS

ZUM BEGINN DES 27. JAHRGANGES

Eine Zeitschrift gehört zu jenen Institutionen, deren Daseinsberechtigung, die wirtschaftliche wie die geistige, von Jahr zu Jahr erneut in Frage gestellt wird. Jede Zeit hat ihren besonderen Auftrag, und es sind oft die wertvollsten Zeitschriften gewesen, deren Dasein sich auch zeitlich auf diesen Auftrag beschränkte.

In den Jahren der ständigen physischen und wirtschaftlichen Bedrohung haben wir uns nicht mit den Fragen nach dem Sinn unserer Arbeit aufgehalten. Wir wollten weiterleben und schaffen, und so versuchten wir, aus der alten Welt herüberzuretten, was zu retten war. Jetzt, nachdem sich der Staub der Ruinen gelegt hat, beginnen wir zu erkennen, in welch neuer Welt wir leben.

Als «Atlantis» begründet wurde, bedeutete die Erschließung fremder Länder, Erdteile und Kulturen ein Ausbrechen aus den Gehegen der Autarkie; das Thema «Länder – Völker – Reisen» lockte alle, die über die Zäune des nationalen Dünkels hinwegstrebten. Heute ist die Welt wohlfeil geworden. Die Reiselust wird – wenigstens innerhalb der westlichen Hemisphäre – kaum mehr durch Visa und Devisen gehemmt. Das Flugzeug setzt uns, kaum daß wir durch das Kabinenfensterchen einiger unter uns weggleitender Gebirge, silbriger Flußläufe und weiter Wasserflächen gewahr wurden, an irgendeiner Stelle des Erdballs ab – so man nur das Geld für das Billett hat; aber auch das scheint vorhanden. Die Autotouristen haben unheimlich zugenommen, und die rassigen VW stürzen sich in heldenhafte Wettkämpfe mit den feudalen, glitzernden Chrysler und Cadillac; die Durchschnittstagesleistung an Kilometern macht imponierende Fortschritte. Aber auch ohne ein reicher Mann zu sein, kann man heute große Distanzen überwinden. Die Wandervögel begnügen sich nicht mehr mit den Auen und Wäldern, den Burgen und alten Städtchen der Heimat; sie sind zu Tramps geworden, denen immer wieder auf einem Auto ein Freiplatz überlassen wird. Auch ihnen sind die Grenzen kein Hindernis mehr, und so rutschen sie, nach Bedarf den Wagen tauschend, unversehens bis nach Spanien oder Sizilien – von einem hörte ich, daß er in wenigen Tagen aus Deutschland bis Neapel und von dort über Venedig zurückgekommen ist, ohne sich durch altmodige Sehenswürdigkeiten aufhalten zu lassen. They have done it. Die Wissensdurstigen, die für ihr beschränktes Geld und für ihre beschränkte Zeit so viel wie möglich sehen möchten, kommen nicht minder auf ihre Rechnung: es gibt immer besser organisierte Reisen im Autobus, wo man fast wie im Kino sitzt und alles vorgeführt bekommt, wenn man darauf Wert legt sogar nach akademischer Art, mit Vorträgen von Professoren.

Ist es ein Zufall, daß das berühmteste, verläßlichste Reisehandbuch, der Baedeker, mit seinem treuherzigen, etwas blöden Motto «Wer reisen will, der schweig fein still» während dieser Jahre eines beispiellosen Reisebetriebs noch nicht wieder aufgelegt wurde? Der Reisende, der die Vorfreude des Plänemachens noch voll auskostet, ist heute nicht gesucht, und er muß einige zusätzliche Komplikationen in Kauf nehmen, wenn er im Hotel oder sonstwo ins Fahrwasser einer wohlorganisierten Party gerät.

Daran können wir wenig ändern, und wir wollen uns auch nicht über den Lauf der Zeit beklagen. Es liegt ja nur an uns, die neuen Möglichkeiten und Formen des Reisens auch zu unserm eigensten Vorteil zu nutzen.

Ähnlich wie beim Reisen erleben wir heute auch in der Publizistik das Gesetz der Masse im Widerspruch zum Gesetz der Kultur. Unser Zeitalter hat zwei Tendenzen der Veröffentlichung entwickelt: die eine gehorcht bis in alle Einzelheiten dem allmächtigen Staat und seiner Ideologie (zuweilen ist es der Ideologie zuliebe ein fremder Staat), die andere richtet sich in gleich unterwürfigem Gehorsam nach dem Diktat des Durchschnittsgeschmacks, der zur Erzielung der größtmöglichen Auflage (des bestmöglichen Gewinns) durch ständige Marktforschung ermittelt wird. In den Ländern, wo diese zweite Methode, die man die «amerikanische» nennen könnte, vorherrscht, hat man immerhin die volle Freiheit, es auch mit einem dritten Weg zu versuchen, nämlich dem der kulturellen und menschlichen Verantwortung.

Ein Freund, der etwas von «Marktforschung» im Zeitschriftenwesen versteht, hat uns den wohlgemeinten Rat gegeben, in «Atlantis» doch nicht so viel in Gesinnung und Kultur zu machen und uns lieber auf möglichst sorgfältige «neutrale» Unterhaltung, auf spannende Reiseberichte und effektvolle Aufmachung zu konzentrieren. Um das zu können, müßten wir selbst zur Publikationsfabrik werden. Wir ziehen es vor, den eigenen Weg weiterzugehen, und wenn er auch nicht gerade mit Rosen bestreut ist, so stärkt uns doch das Bewußtsein des Einvernehmens mit einer seit einigen Jahren wieder stetig zunehmenden treuen Leserschaft.

Zu diesem Einvernehmen gehört es, daß wir von Zeit zu Zeit Einkehr halten in jenem Land, aus dem nebst vielen andern fortwirkenden Ideen auch die Utopie der Insel «Atlantis» kam.

Die Griechen gehören zu den am schwersten geprüften Völkern unserer Zeit. Auf ihre heroische Behauptung gegenüber dem italienischen Einfall folgte der Zusammenbruch unter der Wucht der deutschen Panzer, es folgten fremde Besetzung, Bürgerkrieg, Erdbebenkatastrophen. Und Griechenlands Boden ist karg,

eine Industrie besteht kaum in den Anfängen. Aber den Fremden empfängt heute wieder die sprichwörtliche hellenische Gastfreundschaft in ihrer heiteren Würde, und er darf sich als Grieche unter Griechen fühlen, wenn er den geheiligten Boden der Antike betritt.

Am ersten Abend unseres Aufenthaltes, von dem in diesem Heft berichtet wird, erstiegen wir in Athen den Lykabettos-Hügel, um hier die Aussicht auf die Akropolis zu genießen. Das Glöcklein der Georgios-Kapelle hatte zur Abendandacht gerufen. Drei oder vier Frauen mit schwarzen Kopftüchern waren in das weißgetünchte, bescheidene Gotteshaus getreten. Wir wollten nicht stören und warfen nur von draußen einen Blick hinein. Der weißbärtige, müde Pope, der hier oben hauste, hatte sich ein festliches Gewand angelegt, er hatte die Kerzen angezündet und war vor den goldglitzernden Altar mit den Ikonen getreten; dort stand er nun, beide Hände weit ausgebreitet, und sprach zu einer unsichtbaren Menge. Er stand dort, als sei Gottvater selbst hervorgetreten aus dem Goldgrund eines frommen mittelalterlichen Gemäldes. Vor seinem Antlitz lag Athen, in der Mitte ausgespart der Berg der alten Götter mit seinen Tempeln; dahinter erstreckte sich das weiße Häusermeer bis zur Bucht von Phaleron. Zwischen den Höhenzügen des Festlandes und den Inseln schimmerte türkisblau zart das Meer, und die Wolkenstreifen verfärbten sich in den letzten Sonnenstrahlen. Der Pope aber schien mit seinem Wort dies ganze Bild zu segnen, die stille Burg der Pallas Athene, die geschäftige Stadt, die Stätten alter und neuer Andacht, die über das Meer hinziehenden Schiffe ...

Martin Hürlimann

ALTE WINDMÜHLEN UND ANTIKE TEMPEL

Eine herbstliche Inselfahrt in Griechenland

Von Bettina Hürlimann

Das Schiff, eine kleine Barke, die uns nach Delos, der Geburtsstätte Apollos, bringen soll, heißt Margerita. Das klingt anheimelnd. Ein Gretchen im Schiffsgewand, hellblau angestrichen mit einem blonden Streifen am Bordrand und am Schornstein. Der letztere scheint uns unwahrscheinlich gewichtig und breit für den kleinen Motor, der halb unter Deck, in Reichweite des Steuers und somit des Kapitäns, ein eigenwilliges Dasein führt. Als wir über ein schwankendes Brett das Schiff betreten, bemüht sich gerade der Schiffer aufs zärtlichste um Margeritas widerspenstiges Herz, das nicht schlagen will, aber als es nach langer Bemühung endlich sich entschließt, zum Leben zu kommen, geschieht dies so abrupt, daß wir fast von unsern Sitzen geschleudert werden; dem Schornsteinchen aber entquellen die sonderbarsten Rauchkringel, die ich je gesehen habe. Den Start der ersten Dampflokomotive stelle ich mir ähnlich vor.

Schnell löst der einzige Matrose die Taue, denn der Motor könnte sich ja anders besinnen, und nach einer kurzen Fahrt durch die Bucht von Mykonos erreichen wir das offene Meer. Hinter uns verschwindet der sichere Hafen mit seinen schneeweißen Häusern, seinen Cafés, seinen 125 Kirchlein, seinen offenen Türen, hinter denen webende und spinnende Frauen in der kühlen Dämmerung sitzen. Dieses ganze beruhigende Bild wird klein wie eine Postkarte hinter den großen Wogen, die unsere Margerita nun in ihre Arme nehmen. Sie sind so blau, diese Wogen, wie der tiefste Kelch einer Enzianblüte. Unser Schiffer, schwarz verschmiert vom Kampf mit seinem Motor, hält das Steuer in der sicheren Hand, empfängt die Wellen, läßt sie hinter uns davonlaufen und gibt seinem Matrosen den Befehl, das Segel zu setzen.

Das Segel ist so fleckig wie das Äußere des Schiffers, aber dieser, sein Segel und das Steuer bilden eine bewegliche und lebendige Einheit in der strudelnden und zugleich wunderbar klaren Umgebung. Perlmuttern ist der Himmel, und wir suchen vergeblich nach den Wolken, die den Wellen die weißen Schaumkronen aufgesetzt haben. Wie große schlafende Walfische liegen Inseln in allen Richtungen. Hinter uns das mühlenreiche Mykonos, etwas weiter weg Tinos, das Ziel ungezählter christlicher Pilger, noch ferner Andros und vor uns Delos im Schutze seiner Schwesterinsel Groß-Delos liegend, einst die heiligste und wichtigste von allen, heute ein fast unbewohntes Eiland, auf dem die Franzosen eine ganze heilige Stadt mit Straßen, Häusern, Tempeln und Theatern ausgegraben haben.

Unser fleckiges Segel aus rauhem Leinen ächzt am Mast unter der Gewalt des unsichtbaren Windes, der Meltemia heißt, und so typisch für die Ägäis ist.

Von fern und nah waren sie einst hier gelandet, die alten, ewig jungen Griechen, um zu beten und Feste zu feiern; aber nicht nur Schiffe, die Menschenlast trugen, kamen, nein vorher solche, die Marmor, Gold und Steine brachten, um die Insel erst zu dem zu machen, was sie war. Und schwer geladene Barken fuhren hin mit Wein und Vieh und allerlei Handelsware, denn wie sollte die kleine windzerfurchte Insel alles Nötige hervorbringen, um die vielen, die dorthin strömten, zu befriedigen?

Heutzutage ist das anders. In einem Rucksack unter Deck liegt unsere Verpflegung, ein Laib Brot, zwei Flaschen Wein, Schafkäse, ein paar Tomaten und ein letzter Rest Schweizer Schokolade. Wir sind nur noch Nachfahren, die sich einbilden, ein wenig von jenem fernen Griechenland in sich zu tragen, das sie nun unter



Im Hafen von Mykonos.

Ruinen suchen wollen. Schnell trägt uns der Nordwind über die brausende Fläche, und näher kommt das Eiland. Der Berg Kynthos steht wie ein Segel in seiner Mitte. Einst soll die Insel eine schwimmende gewesen sein, doch Poseidon hat sie mit eisernen Bändern oder gewaltigen Säulen am Meeresboden befestigt, um Leto eine sichere Geburtsstätte für ihre Kinder und Schutz vor der eifersüchtigen Hera zu schaffen. Am Fuße jenes Berges aber, des Kynthos, wurde Apoll geboren, das außereheliche Söhnchen des Zeus, der strahlendste der antiken Götter. Delos ist neben Delphi sein Hauptheiligtum. Er hätte sich kein schöneres ausdenken können.

Unsere Margerita muß wenden und läßt vorher ihr klatschendes Segel herab, und nun ist es wieder der Motor, der uns, kleine Dampfwolken ausstoßend, in den geschützten Hafen von Delos bringt, wo die etwa zwölfköpfige Reisegesellschaft sich bald in den Ruinen verliert, die in unübersehbarer Fülle die eine Hälfte der Insel völlig überdecken.

Für mich haben Ruinen seit dem Kriege einen bitteren Beigeschmack bekommen, der mich auch bei den antiken nur selten ganz verläßt. Wenn man zudem die Geschichte jener Inseln ein wenig studiert hat und weiß, daß Entvölkerung und Verfall durchaus blutige und überaus grausame Hintergründe hatten, so sieht man das alles in einem andern, menschlicheren Licht, als wenn man diese Dinge in Kunstbüchern oder den herrlichen griechischen Museen betrachtet. Es rückt einem aber auch viel näher dadurch und hört auf, die marmorne Antike aus dem Schulunterricht zu sein. Bei solchen Gedanken steige ich immer wieder aufatmend auf einen Hügel oder einen erhöhten Mauerrest, blicke über das Meer, sehe ein Segel oder wende mich landeinwärts, wo zwischen Steinmäuerchen ein paar abgeerntete Felder, einige magere Kühe und schwarze Maultiere die Nähe von heutigen Menschen verraten.

Auch hie und da ein grünendes Gärtchen sieht man mit Auberginen und Feigen, vorm Winde durch Mauern geschützt. Dann läuft man weiter durch stachliges Gebüsch, das Allzudichte meidend, weil man uns gesagt hat, daß hier Schlangen hausten. Doch statt dessen trifft man einen Schäfer, der die Schafe zum Hafen bringt, schöne lockige Schafe mit überlangen Ohren, die wie Pagenköpfe herabhängen. Ein knallrotes Segelboot mit einem beinahe schwarzen Segel ist soeben angekommen. Auf seinen Armen trägt der Schäfer hintereinander zwei Schafe über die Laufplanke ins Boot, und schon schaukelt das Schiff wieder draußen, während die übrige Herde am Ufer das fahle, salzige Gras be-

gierig zu zupfen beginnt. Vor uns im Gebüsch aber liegt plötzlich eine unwahrscheinlich schöne, geräumige, völlig unversehrte Badewanne aus herrlichem Marmor. Seit ich diesen ersten heilen Gegenstand gesehen habe, fange ich plötzlich an, auch manches Fragment, das da am Wege liegt, heil vor mir zu sehen, kann mir Menschen vorstellen, die aus solch prächtiger Wanne gestiegen sind, über kühles Mosaik liefen, wo ihre Füße feuchte, schnell trocknende Spuren hinterließen. Mehr als Säulen und künstlich wieder aufgerichtete Mauern vermitteln diese Mosaikfußböden mit ihren lieblich-zierlichen Dekorationen eine Vorstellung vom vergangenen Menschendasein dort.

Und dann kommt der Abend. Margerita ist, diesmal bei Sturm, am Mittag wieder in das schwarzblaue Meer hinausgefahren, alle Fahrgäste außer unserer kleinen familiären Gesellschaft mit sich nehmend. Wir haben unsere Rucksäcke auf die Pritschen in dem kleinen Touristenhaus gelegt. Mit rauhem, handgewobenem Leinen sind die Betten bedeckt, durch eine zerbrochene Fensterscheibe bläst der «Meltemia», und auf ein Waschbecken mit Wasserhahn sowie einen elektrischen Lichtschalter sind wir beinahe hereingefallen. Beides ist Zukunftsmusik, doch sind der kleine Wassereimer, in der Zisterne gefüllt, und das Kerzchen auf dem Fensterbrett viel ortsgemäßer.

Wir sind nun fast allein auf der Insel; einige Bauern jenseits des Berges, denen wir auf Maultieren begegnet sind, haben wir wieder aus dem Auge verloren. Zwei Wärter der Ruinen, von denen der eine unser Hüttenwart ist, tauchen gelegentlich auf. Einer hat die zwei mageren Kühe gemolken und bringt eine erschütternd kleine Flasche von dieser Tätigkeit zurück. Keine Kuh könne hier länger als zwei Jahre existieren, denn Kühe sind keine Esel, die notfalls von Disteln leben können. Es sollen übrigens Schweizer Kühe sein. Der andere Wächter hat ein Kaninchen geschossen und trägt es zu seinem Haus. An dieses Kaninchen sollte ich während der Nacht denken, als der Sturm so mächtig tobte, daß ich an der Rückkehr von Margerita zweifelte. Aber noch ist es nicht Nacht, und zu zweit steigen wir die Treppe zum Kynthos hinauf. Der uralte, ausgetretene Treppenpfad scheint in die Unendlichkeit zu führen. Der kleine Berg, in einer Viertelstunde bestiegen, bekommt riesenhafte Ausmaße, die dem Ausblick vom Gipfel entsprechen. Der Wind wirft uns fast um, und wir ducken uns zwischen gigantischen Steinblöcken, um atmen und um uns blicken zu können. Die abendliche Oktobersonne ist ein kühnerer Maler als das fahle Mittagslicht. In den glühendsten Farben leuchten die Inseln und das Meer ringsum. Rosa liegt Mykonos in der Ferne, und die Ruinen unter uns sind golden geworden; mitten unter ihnen aber, in einem grünen Sumpf, der einst ein heiliger See des Tempelbezirks war, beugt sich eine üppige grüne Palme tief unter dem Wind. Gebückt klettern wir weiter, und plötzlich, in





Blick vom Dach des Rasthauses beim Museum über den Heiligen Bezirk gegen den Hafen von Delos.

dieser wildesten Natur, treten unsere Füße auf Mosaik, und wie wir um uns blicken, sind es nicht mehr Felssteine, sondern Säulenteile und Giebelfragmente, an die unser Fuß stößt.

Wieder sehe ich die verhältnismäßig kleinen Barken vor mir, die das vom Pyrräus herbeitrugen, versuche mir vorzustellen, wie alles auf den steilen Hügel kam. Doch hat mich die Antike nie vorher noch nachher so spontan gepackt, zugleich aber denke ich mit Zärtlichkeit an die dem Lebendigen zugewandte Insel Mykonos zurück, mit ihren schneeweißen Häusern und kühlen Stuben, in denen es von Menschen wimmelt. Einst haben sie, diese unmöglichen Mykonesen, Säulenreste von Delos auf ihre Fischerboote geladen, sie zerhackt und zermahlen und damit ihre Häuser geweißt. Ich fürchte, jetzt müssen sie gewöhnliche Farbe dazu nehmen.

Inzwischen ist die Sonne untergegangen, und schneller als bei uns kommt die erste Dämmerung. Nach dem Wind da oben ist es erholsam, durch die kopfhohen Straßenreste der Ruinenstadt zu unserem Rasthaus zurück zu laufen. Die Sitze des Theaters sind noch warm von der eben verschwundenen Sonne, während unser stummer Wirt im Haus schon eine Azetylenlampe anzündet. Als wir das erste Glas Wein getrunken haben, gehe ich hinaus, um eine Katze, die miaut, herein zu lassen. Es ist schon schwärzeste Dunkelheit und noch nicht einmal sieben Uhr. Um acht Uhr liegen wir auf unsern Pritschen. Die einzige Kerze ist nur sehr kurz, und wir wollen früh aufstehen.

Der Morgen ist von unbeschreiblicher Klarheit trotz ein paar Wolken. Immer noch füllt der Wind die Lungen mit mehr Luft, als man zum Atmen braucht, und wir fühlen uns nun schon ganz zuhause in der zerstörten Stadt, machen Rendez-vous aus beim Osiris-Tempel, bei der Badewanne oder im Theater, malen und photographieren und ruhen auf Bänken aus, auf denen vor zweitausend und mehr Jahren würdige Herren in faltenreichen Gewändern saßen, die hier die Götter aufsuchten, mit denen sie auf so menschliche Weise verbunden waren. Ich nehme an, es waren wollene Gewänder, die sie trugen, von Hand gewoben und längst von den Motten gefressen, denn das Weben der selbstgesponnenen Schafwolle war seit Penelope das Handwerk der griechischen Frauen und ist es in dieser und vielen andern Gegenden Griechenlands bis heute. Für Momente kann man es vergessen, daß es so lange her ist, daß dies eine Stadt gewesen ist, ja daß selbst der Großteil dieser Ruinen nur kunstvoll ausgegraben und aufgestellt worden und nichts als eine wunderbare Täuschung ist. Um den schön erhaltenen Tempel der Osiris zu zeichnen, lehne ich mich an eine einsame, etwas melancholisch dastehende Säule. Zu meinem Schrecken macht sie unter meinem Gewicht den Versuch, umzufallen. Obschon ich die Katastrophe verhindern kann, bin ich selten im Leben so erschrocken. Archäologen müssen die geduldigsten und zugleich die phantasievollsten Leute sein, daß sie aus so viel mühsam zusammengelesenem Stückwerk gerade genug zusammensetzen können, daß es eine Andeutung von vergangener Wirklichkeit ergibt.

Als ich mich kaum von meinem Schreck erholt habe und der Säule einige Feldsteine zur Gesellschaft und Stütze zu Füßen gelegt habe, sehe ich plötzlich vor der äußersten Spitze der Insel, wo der weiße Gischt haushoch aufspritzt, das gefleckte Segel unserer wackeren Margerita von Zeit zu Zeit zwischen den rollenden Bergen und Tälern auftauchen. Wenn sie gerade wieder für Sekunden in so ein flüssiges Tal hinabgetaucht ist, zweifeln wir plötzlich, ob wir uns freuen sollen, daß sie gekommen ist, uns zu holen, aber Brot und Schafkäse sind aufgegessen, vermutlich auch das Kaninchen des Wärters und die Milch der armen mageren Kühe, und so betreten wir kurz darauf wiederum die schwankende Planke und das vorläufig noch stilliegende Boot. Schon ein paar Minuten nach Verlassen des Hafens sind wir ganz naß und suchen uns geschütztere Plätze; der Schiffer aber schickt uns, während er Segel setzt, für ein

Weilchen unter Deck. Vier primitive Pritschen laden zur Ruhe ein im brausenden Element, aber wir ziehen es vor, den Gefahren, das heißt den Ungeheuern von Wellen ins türkisfarbene Auge zu blicken und oben auf Deck zu bleiben.

Diesmal ist die Einheit zwischen Steuermann, Steuer, Schiff und Segel gespannter und noch schöner. Das rundbäuchige Schiff, das so sehr den in der Antike benutzten Barken gleicht, stampft und gleitet abwechselnd bergauf und bergab. Wenn wir hinunterschießen, setzt jeweils der brave kleine Motor sekundenweise aus, aber das Segel fängt die Stöße am Grunde der Wellentäler auf, und dann kommt der herrliche Moment, wenn es wieder bergauf geht. Hinter uns verschwinden die heilige Stätte, die goldenen Säulen, der tempelgekrönte Kynthos, und bald sieht man wieder nur, wie einen großen, grünen Fisch, eine öde Insel unbewegt im Meere liegen.

Aber während das heilige Delos hinter jeder Woge kleiner wird, rückt (zum Glück für die, die den ständig heftiger werdenden Wellen gegenüber weniger positive Gefühle hegen) die völlig unheilige, geschichtslose Insel Mykonos wieder näher. Die Postkartenansicht des farbigen kleinen Hafens erweckt bei uns in unserer zwar sehr soliden, aber doch schwankenden Nußschale fast Heimatgefühle, und als wir endlich aussteigen, belebt sie sich auf die uns schon bekannte Weise.

Aus seiner Wirtschaft kommt der kleine Kaffeewirt, der allerlei für uns sehr nützliches Kauderwelsch spricht und versteht, jeden Menschen kennt und uns auf gastfreundlichste Art behilflich ist. Er hatte uns mit dem Kapitän der Margerita bekanntgemacht und uns geholfen, das Insel-Picknick einzukaufen. Er führte uns auch zu der echt griechischen Wirtschaft, in der man sich das Essen in der Küche selbst aus den dampfenden Töpfen aussucht. Den Fischen, die dort liegen, schaut man ins Auge, um zu sehen, ob sie frisch gefangen sind, in den Schüsseln aber hat man die Qual der Wahl, ob man sich an die verschiedenen Fleischklößchen in der fetten Sauce wagen will, ob man der unsichtbaren Füllung der kleinen Würstchen, die aus Weinlaub gedreht sind, traut oder ob man lieber Tag für Tag einen andern Fisch in Olivenöl oder vom Grill mit Löwenzahnsalat oder Tomaten ißt. Schafkäse und Trauben, miteinander gegessen, beschließen jedes Mahl, bei dem der geharzte Wein, der zuerst wie Hustenmedizin schmeckt und dann immer besser wird, natürlich nicht fehlen darf.

Gesellschaft beim Essen hat man auf unserer Insel sehr schnell, sind wir doch nur wenige Fremde, die sich bald untereinander kennen. Schon als wir unser Schiff verlassen, kommt uns ein Österreicher entgegen, der im letzten Jahr einen herrlichen Beitrag in «Atlantis» über griechisches Klosterleben veröffentlicht hatte. Ein junger deutscher Geologe, der an unserm Tisch sitzt, ist von einer großen Gesellschaft beauftragt, nach Goldvorkommen auf den Inseln zu suchen. Die beiden eleganten jungen Amerikaner, die wir zuerst die Dandies taufen, entpuppen sich der eine als Kokoschka-Schüler, der andere als angesehener Architekt aus Istanbul. Die Emigrantin, die Engländerin ist und ein Hotel im Engadin hat, der deutsche Ingenieur, der so ungeheuer belesen ist, alle Bücher über Griechenland kennt und eigentlich landwirtschaftliche Maschinen verkauft, wir alle bilden zusammen ein kleines Europa, wie man es in dieser intimen Zusammensetzung wohl nur noch selten in unserem Zeitalter der organisierten Gruppenreisen trifft. Alle zusammen gehen wir in das Atelier des italienischen Malers mit dem wohlklingenden Namen, dessen zahlreiche Leinwände eine einzige Bemühung bilden, den Schmelz und die betörende Klarheit dieser Landschaft einzufangen. Daß diese Mühe meist vergeblich ist bei solchem Glanz, ist nicht verwunderlich, doch sind wir alle erleichtert, daß ein junger Basler Anstalten macht, ein Bild als Andenken an Griechenland zu kaufen. Im Hotel «Apollo» trifft man sich wieder zum türkischen Kaffee. Dort hatte zwei Abende zuvor, am Sonntag, durch die offene Tür griechische Volksmusik getönt, und drin hatte ein Bursche einen jener verhaltenen aber ausdrucksvollen Solotänze getanzt, wie man sie überall in Griechenland sehen kann. Tanz und Musik haben etwas außerordentlich Suggestives und Echtes in diesem Land, weder lieblich noch schmelzend, sondern traurig, fast rauh und ungeheuer rhythmisch. Viel Orientalisches scheint mitzuschwingen, aber auch uralt Bodenständiges, abgewandelte Hirtenmusik.

Heute jedoch, nach unserer Rückkehr aus Delos, geht es werktäglich still und sachlich zu im Hafen. Kleine Barken werden aus- und eingeladen, vor den Windmühlen spielen sich geschäftliche Dispute ab mit beladenen Eseln als stillen Zuschauern. Überall wird sehr farbige Wäsche gewaschen, und aus einem Hof tönt das in der ganzen Welt gleiche Geschrei von Schulkindern.

Daß wir die Insel so farbig und fröhlich erlebt hatten, das war alles vor drei Tagen am Sonntag gewesen. Samstag nacht hatten uns schwankende Boote im dunklen unbekannten Hafen abgesetzt, wir waren müde und gepäckbeladen unserem Hotel zugeschwankt und sofort eingeschlafen. Einmal hatte mich ein wehklagender Esel geweckt und einmal schon in der ersten Dämmerung die durchdringenden Pfiffe eines ankommenden Dampfers; ein ungeheuer vitaler Hahn hatte außerdem seit zwei Uhr für einen leichten Schlummer gesorgt, so daß mich die vierte akustische Sensation in einer Art erschöpften Halbschlafes überraschte. Es war ein merkwürdiger, psalmodierender Zwiegesang zwischen Chor und einer Solostimme, choralmäßig, doch in keiner Weise an unsere Kirchenmusik erinnernd. Außerdem waren es kräftige Männerstimmen, die scheinbar gerade unter unserm Fenster sangen und von einem Dirigenten von so himmlischer Qualität geleitet wurden, wie er in keiner Weise zu diesem kleinen Hafen passen wollte. Ich ließ meine Augen fest geschlossen, wie man es tut, wenn man einen schönen Traum festhalten will. Die Musik wurde langsam leiser, aber darum nicht weniger himmlisch, bis wiederum die schrille



Mykonos. (Farbphoto M. Hürlimann)



Dampfpfeife ertönte und mich endgültig veranlaßte, die Augen aufzumachen und aus dem Bett zu springen.

Strahlend, als ob sie selbst eine Sonne sei, lag die Welt da, durch die Hafeneinfahrt aber fuhr ein weißes Dampfschiff dem glitzernden Meer zu. Den gleichen Gottesdienst aber, den hier das Radio für die Passagiere und die Bewohner unseres stillen Hafens übertrug, sollten wir eine Woche später in Athen in der Kathedrale wieder hören.

Der Gesang hatte uns damals alle geweckt, und nicht lange darauf waren wir auf steinigen Pfaden auf die Höhe oberhalb des Hafens gestiegen, von wo uns erst die mittägliche Hitze wieder vertrieb. Neben uns waren die verhüllten Frauen geritten, die uns so würdig gegrüßt hatten, sowie freundlich lächelnde Bauern. Die steilsten Pfade, ja selbst Treppen schaukelten sie auf ihren dünnbeinigen Eselchen in den Ort hinunter, der so weiß wie frischgefallener Schnee über den Hafen anstieg. In dem leuchtenden Häusergewirr lagen wie farbige Kugeln die Kuppeln der außerordentlich zahlreichen Kapellen, grün, rot, schwarz und türkis, und hie und da ein paar wehende Palmen, einige Zypressen oder ein halb verborgenes Gärtchen in frischem Grün. (Kapellen soll es 125 geben, und sie gehören jeweils einzelnen Familien oder Familiengruppen.) Wir folgten zu Fuß den Frauen durch das verwinkelte Gewirr der Gassen, in dem wir uns noch Tage nachher immer wieder verlaufen sollten. Hie und da war ein Reiter abgestiegen, hatte sein Tier sorgfältig im Schatten angebunden und war in eines der schneeweißen Häuser gegangen. Es war Sonntag, man besuchte sich, man ging in den Hafen einen geharzten Wein trinken oder einen Zitronenschnaps, wohnte der Ankunft eines Schiffes bei, hörte die neuesten Geschichten, die passiert waren, und ließ sich durch die drei Musikanten, die am Nachmittag auf der Straße spielten, einen angenehmen Schwung verleihen, der es leichter machte, in der Dämmerung wieder das Eselchen zu besteigen, das mit kleinen, zierlichen Tritten seine oft allzu große Last nach Hause trug in die unendlich armen Dörfchen, die man vom Boot aus zwischen Hügelfalten eingebettet liegen sieht.

Die Weißheit der Häuser, oft ist auch die Straße noch mitgeweißt, und die Bläue von Himmel und Wasser sind so glanzvoll, daß sie über die große Armut, die verbunden ist mit einer ebensogroßen Genügsamkeit, teilweise hinwegtäuschen.

Oberhalb des so strahlend weißen Hafenbildes aber mit seinen bunten kleinen Kuppeln stehen wie große exotische Blumen die Windmühlen. «Völlig unökonomisch», hat mir der Mitreisende, der landwirtschaftliche Maschinen fabriziert, erklärt, «ebenso wie die Esel. Darum geht es eben nicht aufwärts hier; das kostet zehnmal so viel, als wenn man sie elektrifizierte,





In den Gassen von Mykonos.



Mykonos

diese alten Mühlen, und die Esel durch Autos ersetzte.» Das werden wohl allmählich auch die intelligenten Griechen begreifen, und dann werden keine Eselchen mehr die breite Treppe zum Mühlenhügel hinaufsteigen, unter der Last der Säcke fast verschwindend, dann wird die Mühle selbst nicht mehr im Sturm ächzen, wenn die zwölf Segel gesetzt sind und sich im Winde blähen. Auch die spinnende Frau, der wir am Sonntagabend begegnet waren, die mager, aufrecht und streng auf den Stufen ihres uralten Hauses, dessen Mauern ins Wasser abfallen, gesessen war, wird dann ein Ding der Vergangenheit sein.

Die prächtigen jüngeren Frauen (sie haben stärker als die Männer einen leicht orientalischen Typus), die jetzt für mageren Verdienst hinter dem Webstuhl sitzen, der meist neben dem großen Ehebett aufgeschlagen ist, werden dann vermutlich in Fabriken gehen, wohin Jeeps und Lastwagen die Wolle der ungezählten Schafe und die Baumwolle der Felder aus dem Innern Griechenlands bringen. Vielleicht werden sie auch dort noch singen und fröhlich sein, diese prächtigen Frauen, vielleicht auch nicht.

Die Hirten wird es aber auch dann noch geben in Griechenland, nur werden sie wahrscheinlich Lederjacken tragen und nicht jene Röckchen mit dem engen Wams darüber und den weiten Strumpfhosen, wie man sie noch hie und da sieht, oder jene steifen weiten Mäntel und den langen Hirtenstab dazu, mit dem geschwungenen Griff aus Olivenholz, die zusammen mit den meist bärtigen Köpfen eine so würdevolle, weithin kenntliche Silhouette geben. Ähnlich wie in Spanien verleihen sie der Landschaft Pathos und erinnern an die Hirten der Bibel. Man begreift, warum die Verfasser der Evangelien den Hirten die Ehre geben, als erste das Christkind zu begrüßen.

Der Fortschritt aber, selbst wenn man ihn gelegentlich wünscht, weil die Tatsachen stärker sind als wir selbst, wirkt zuerst fast immer häßlich und zerstörend. Warum ist das eigentlich so?

In Griechenland und auf unserem Eiland im besonderen ist es noch ziemlich mager um den Fortschritt bestellt, und darum glaubt man manchmal, einen letzten Paradiesesrest vor sich zu haben. Als wir an jenem ersten Sonntag in einer einsamen Bucht nach einem Bade auf den warmen Steinen lagen, hätte uns das Auftauchen von Sirenen im Halbschlaf keineswegs erstaunt. Kein Telephondraht, kein berädertes Fahrzeug, keine Straße, kein betoniertes Haus ist in der Nähe, um die

Erscheinung zu einem Anachronismus zu stempeln. Dabei wirken die Menschen hier keineswegs archaisch oder veraltet, sondern aufgeschlossen freundlich, dem Tagesgeschehen zugewandt und mehr als wir zu Fröhlichkeit und Festen, Gesang und Tanz geneigt.

Nach ein paar Tagen sind wir schweren Herzens wieder davongefahren. Wieder wird der kleine Hafen allmählich zur farbigen Postkarte, die auch von uns photographisch festgehalten wird. Aber was die Linse nicht halten kann, hält das Herz und die Erinnerung: im paradiesischen Blau des Hafenbeckens das versunkene Schiff, das halb aus dem Wasser ragt, mehr dem Ufer zu die roten, blauen, grünen Fischerboote und am Quai vertäut Margerita und ihre Kolleginnen, solide, seefeste Kreaturen. Die Türen und Fenster werden nun kleiner, sind bald nur noch Punkte im Weiß des Gemäuers, aber die, die dahinter leben, die freundlichen Weberinnen, die den Fremden und der Verkäuflichkeit zuliebe goldene Fäden in ihre handfesten Gewebe fügen, der Wirt vor seinen Kochtöpfen, der uns seit dem Besuch in seiner Küche wie alte Freunde grüßt, der Schiffer der himmelblau-blonden Margerita, der die stürmische Fahrt mit den seefesten Schweizern auch nicht gleich vergessen hat, der kleine Knabe, der mir vor dem Platz mit den drei Kapellen vorgetanzt hat, während ein noch kleineres Mädchen dazu eines jener heiseren drolligen Liedchen sang, die Burschen, die ihr Maultier mit blauen Trauben fütterten, aber auch jener Esel, der nachts so herzzerbrechende Sehnsuchtsschreie ausstieß, daß er mir alles Leid dieser Kreatur widerspiegelte, die seit Jahrtausenden der liebenswerteste Sklave des Menschen ist, sie alle werden vor mir stehen, wenn ich jene Postkarte aus dem optischen Repertoire meiner Erinnerung ziehe, und eine kuriose Einheit bilden mit jenen grandiosen Spuren einer versunkenen Kultur, um derentwillen wir diese Reise unternommen haben.

Im Hafen von Mykonos.



Delos: Blick über das Theaterviertel und den Heiligen Bezirk auf den Hafen.

DELOS IN DER ANTIKEN DICHTUNG
VON SIEBEN JAHRHUNDERTEN

Zusammengestellt von Heinz Haffter

Am Anfang der *homerische Hymnus* auf Apollon. Wirklich hymnisch wird hier der Gott gepriesen und die Sage seiner Geburt in ihren wesentlichen Zügen dargestellt. Es irrte — so ergänzte sich im Laufe der Zeiten die mythische Erzählung — Leto, die Geliebte des Zeus, verfolgt vom eifersüchtigen Zorn der Hera, von Land zu Land, von Insel zu Insel, bis sie auf Delos für ihre Niederkunft eine Zufluchtsstätte fand, auf dieser Insel, die bislang ein schwimmendes Eiland gewesen war. Da Leto hier Apollon und Artemis gebar, wurde die Insel am Meeresgrund befestigt und galt als heilig und bestimmt zur Verehrung der beiden göttlichen Geschwister. Wir hören es im Hymnus, wie Leto zur Insel selbst spricht und ihr den Gott und seinen Tempel verheißt:

Delos, willst du der Sitz des Sohnes, den ich gebäre,
Phöb Apollens, werden und seinem herrlichen Tempel
Platz gewähren? — Fürwahr, dich wird kein andrer verlangen
In Besitz zu nehmen, denn weder Stieren beförderst
Du, noch Schafen den Wuchs, und es gedeihet der Weinstock
Weder auf dir, noch gedeihet der Trieb der unendlichen Pflanzen.
Ehret dich aber Apollos, des Herrlichen, Tempel, so bringen
Hekatomben die Menschen dir alle versammelt; es duftet
Immer glänzend der Rauch des dampfenden Opfers; dich schützen,
Bist du die Wohnung des Gotts, die Götter für feindlichen Händen.
Nun bedenke, wie wenig du sonst durch Früchte berühmt bist!

Übersetzt von Goethe

Immer noch Hymnen sind es, die, um mehrere Jahrhunderte später, zur Zeit des Hellenismus, in Alexandrien nach sehr bewußten künstlerischen Prinzipien der Dichter *Kallimachos* verfaßt. Gelehrt, formvollendet und mit überlegenem Scherz gestaltet, finden diese Gedichte auch heute noch das Interesse literarischer Feinschmecker. Als ein Ganzes freilich sollte ein solcher Hymnus gelesen werden, so auch der vierte in der Reihe, der Hymnus auf Delos, der wie der homerische Apollonhymnus die Geburt des Gottes zum Inhalt hat. Wir geben im folgenden nur eine kleine Probe, Verse, mit denen die Wirkung der wunderbaren Geburt beschrieben und zugleich, wie in dem Ausschnitt aus dem homerischen Hymnus, über die Örtlichkeit der Insel etwas ausgesagt ist:

Damals wurde zu Gold dein sämtlicher Boden, o Delos,
Golden ergoß sich den Tag hindurch der geründete Landsee,
Golden belaubte sich auch der geburtanschauende Ölbaum,
Golden hinab auch wogte der schlängelnde Strom des Inopos.

Übersetzt von Schwenk

Zwei und ein halbes Jahrhundert später hat die römische Dichtung die griechische abgelöst, und mit *Vergil* tritt uns diese römische Poesie auf ihrem Höhepunkt, in der Epoche des Augustus und des augusteischen Friedens, entgegen. Vergil läßt in seinem Epos, der Äneis, den Titelhelden Äneas aus dem zerstörten Troja übers Meer nach Italien fahren, damit er dort den Grund lege für das, was später das römische Weltreich werden sollte. Schicksalsgewollte Prophezeiungen begleiten diese Fahrt, und die erste große Voraussage für Roms künftige Herrschaft wird verkündet auf der griechischen Insel Delos. Wir betreten mit Äneas die Insel und das Heiligtum, erleben mit ihm das Walten des orakelsprechenden Gottes Apollon und vernehmen den Spruch (in welchem mit der geheimnisvollen ‚greisen Mutter' Italien gemeint ist):

Liegt inmitten des Meers ein Land, dir, Mutter der Meerfraun,
Und dem Neptunus lieb, dem Herrn ägäischer Salzflut,
Welches der Bogenschütz, dieweil es schwimmend umhertrieb,
Zwischen der steilen Myconos und Gyaros dankbar gesiedelt,
Trotz zu bieten dem Sturm und fest zu werden und wohnbar.
Dorthin trug mich die Fahrt. Uns empfängt der friedlichste Hafen,
Und wir steigen von Bord und grüßen die Stadt des Apollo.
Anius herrschte daselbst, der Fürst und Priester des Phöbus,
Kam, mit der Binde die Schläfen geschmückt und dem heiligen Lorbeer,
Uns entgegen, erkennt den Freund, den greisen Anchises.
Gastlich legen wir Hand in Hand und treten ins Haus ein.
Ich aber ging anbeten im alt ehrwürdigen Heiltum:
«Gönn uns, Thymbräer, ein Dach, gib den Ermüdeten Herberg
Bleibender Stätte, gewähr ein neues Pergamus allen,
Die des Achilles Zorn und die Danaer übriggelassen.

Sag, was tun? Wohin die Fahrt? Wo dürfen wir gründen?
Gib einen Wahrspruch, Herr, füll unser Herz, und erleucht uns!»
Kaum, daß ich also sprach, hebt an ein Beben, der Lorbeer
Schwankt, und es schüttert das Gotteshaus, das ganze Gebirg rings
Regt sich, das Heiligtum springt auf, laut dröhnet der Dreifuß.
Wir aber lagen auf Knien: da schallt in den Lüften die Rede:
«Dardans duldend Geschlecht! Das Land, das Väter und Ahnherrn,
Eure, zu frühest trug, wird euch im lachenden Schoße,
Wiedergekehrt, empfahn. Geht, sucht die Mutter, die greise!
Dort wird künftig das Haus des Äneas jeglicher Enden
Herrschen auf Kindes Kind bis hinab zu den spätesten Nachfahrn.»

Zitiert nach der neuen Übersetzung von R. A. Schröder (Suhrkamp-Verlag)

Nur um eine Generation jünger als Vergil ist *Ovid*, und doch sind wir mit ihm in einer anderen dichterischen Welt. Ovid erzählt als Epiker griechische Sagen von der Weltschöpfung bis zu Roms Anfängen, und ebenso graziös und anschaulich gibt er uns als Elegiker zu erkennen, was die Liebe ist, die Liebe in der Vergangenheit der Mythen und die Liebe in der Gegenwart der großen Stadt Rom. So hat Ovid auch eine der schönsten Liebesgeschichten des griechischen Altertums überliefert, eine Geschichte, die uns nach Delos führt. Der junge Akontios verliebt sich auf Delos beim Fest der Artemis in Kydippe, die gleichfalls der Göttin wegen hergereist war. Im Tempel der Artemis rollt Akontios der Kydippe einen Apfel vor die Füße, auf den er geschrieben hatte: Bei der Artemis, ich werde mich dem Akontios vermählen! Das Mädchen hebt den Apfel auf und liest die Worte, nach der antiken Gewohnheit, laut, doch damit hat es, ohne daran zu denken, im Tempel der Göttin einen Schwur geleistet. Alle Versuche, die die Eltern der Kydippe hernach in ihrer Heimatstadt unternehmen, die Tochter mit einem anderen zu verheiraten, mißlingen durch plötzliche Krankheit der Braut. Nur dem Akontios, so lautet schließlich die Weisung des delphischen Orakels, kann Kydippe als Gattin gehören. Ovid hat diese Geschichte verwoben in die literarische Form von Briefen, die sich Akontios und Kydippe, nach jener Begegnung auf Delos, gegenseitig schreiben. Wir greifen aus dem Brief der Kydippe die Verse heraus, in denen sie ihre Fahrt nach der heiligen Insel beschreibt. Ein Reiseziel mit ihren Sehenswürdigkeiten, dies beinahe ist Delos für Ovid und seine Briefschreiberin geworden. Wir spüren dies in den Versen, und wir denken daran, daß wir heutige moderne Menschen ganz ähnlich gestimmt wie die neugierige Kydippe die Insel betreten würden, nur daß wir über Ruinen schreiten, da, wo das griechische Mädchen zwischen Tempeln, Altären und Statuen streifte:

Delos zu sehn, war jetzt mein Begehr, weil sein Name berühmt war,
  Träge nur bahnte das Schiff, wie es mir schien, sich den Weg.
Ach, wie oft schalt ich die Ruderer da, weil zu langsam sie wären,
  Klagte ich, daß nicht genug Segel dem Winde man gab!
Schon lag Mykonos zurück, vorüber war Tenos und Andros,
  Und vor dem staunenden Blick breitete Delos sich aus.
Als ich von ferne es sah, rief ich aus: «Warum fliehst du mich, Insel?
  Schwimmst du im großen Meer wieder, wie einst du getan?»
Dann betrat ich das Land, als Sol, fast am Ende des Tages,
  Seinem Purpurgespann abnehmen wollte das Joch.
Als er die Rosse aufs neu zum gewohnten Aufgang gerufen,
  Mußt' auf der Mutter Geheiß ich mir nun schmücken mein Haar;
Ringe erhielt ich von ihr für die Finger und Gold für die Haare,
  Um meine Schultern gelegt wurde von ihr das Gewand.
Darauf zogen wir aus und grüßten die Götter der Insel,
  Opferten Weihrauch für sie, spendeten Wein auch dazu.
Während die Mutter darauf nun den Altar mit Opferblut färbte
  Und dem dampfenden Herd heiliges Eingeweid gab,
Führte die eifrige Amme mich hin zu den übrigen Tempeln,
  Flüchtig durchstreiften wir da heilige Orte zu zweit.
Lief in den Hallen umher, bald sah ich der Könige Schätze,
  Statuen allüberall voller Bewunderung stehn;
Staunte den Altar an, aus unzähl'gen Hörnern errichtet,
  Staunte den Baum da auch an, an dem einst Leto gebar — :
Alles übrige auch, was auf Delos noch ist und auf das ich
  Jetzt mich erinnern nicht kann, es auch erwähnen nicht will.

Übersetzt von Wolfgang Gerlach. Nach Ovid, Briefe der Leidenschaft, Verlag Heimeran, München.

Seite gegenüber: Einer der früharchaischen Löwen aus Naxos-Marmor, die 1906 an der Terrasse nördlich des Heiligen Sees gefunden wurden.





Das Theater an den Hängen, die zum Kynthos ansteigen, wurde in der ersten Hälfte des 2. Jh. v. Chr. angelegt.

IN DEN RUINEN
VON DELOS



Beim Tempel der Artemis sind zwei Fragmente der archaischen Kolossalstatue von *Apollon* aufgestellt, die früher am Hieron des Apollon stand. Im Hintergrund der Kynthos.

Neben Apollon wurde auf Delos vor allem seine (Zwillings-) Schwester *Artemis* verehrt. Eine in einer Marmorstele eingelassene Bronzeplatte zeigt die Göttin, wie sie zwischen zwei Satyrn mit einer Fackel in jeder Hand das Feuer auf einem Altar entfacht. Die Stele, die heute im Museum von Delos steht, wurde im Heiligtum der Agathe Tyche gefunden.



Unterhalb des Kynthos-Gipfels erhoben sich auf der «Terrasse der fremden Götter» ägyptische und syrische Heiligtümer, von denen die Fassade des *Isis-Tempels* wiederhergestellt werden konnte.



Ein *Phallus-Denkmal* am Dionysos-Heiligtum zeigt vorn auf dem Sockel den Phallus-Vogel, der beim Dionysos-Fest auf einem Wagen als Fetisch in der Prozession mitgeführt wurde.



Links: Die im 2. Jh. v. Chr. gebaute *Agora der Italiker* bei dem längst versandeten Heiligen See ist die ausgedehnteste Einzelanlage auf Delos. An dem schmalen Fries eine lateinische Inschrift.

An der Straße, die vom Handelsviertel zum Theater hinaufsteigt, stehen die Häuser vornehmer Familien, deren Mauern, Säulen und Mosaikfußböden teilweise erhalten sind (vergleiche auch das Farbbild auf Seite 12 oben).

Rechts: Die Statuen der Athenerin Kleopathra und ihres Gatten, der Dioskurides, am «Haus der Kleopathra» aus der 2. Hälfte des 2. Jh. v. Chr.

Unten: Zwei Details der schönen Mosaikfußböden von Privathäusern aus hellenistisch-römischer Zeit. Delphin mit Anker im «Haus des Dreizacks» und Tiger von einem Gespann des Dionysos im «Haus des Dionysos».

Die Ausgrabungen auf Delos werden seit 1872 von der *Ecole française* in Athen betreut, die seit 1945 ihre Arbeit erneut aufgenommen hat.





AUF DER FAHRT
ZWISCHEN
DEN KYKLADEN

Ein Pope, das heißt ein Vertreter der orthodoxen Kirche, wie man ihnen in Griechenland allenthalben begegnet. Sie stehen ganz im öffentlichen Leben, sind verheiratet und üben oft handwerkliche Berufe aus. Sie lassen ihr Haupt- und Barthaar wachsen und tragen das erstere in einem kleinen Knoten am Hinterkopf.
(Photo Georges Viollon, Paris)



AUF MYKONOS,

der Insel der Windmühlen und der weißen Häuser. Die Architektur der kleinen Hafen- und Hauptstadt der gleichnamigen Insel hat mehr als auf den andern Kykladen schon etwas Orientalisches. Die Bewohner

sind unaufhörlich darauf bedacht, ihre Häuser und selbst den Boden der engen Gassen immer wieder zu weißen. Die mit Segeln betriebenen Windmühlen sowie das regsame Leben in dem kleinen Hafen wirken dagegen ganz europäisch. Mykonos lebt von Fischerei und Weberei sowie einer bescheidenen Form von Touristik; denn im Sommer fliehen die badelustigen Athener vor der Festlandhitze gern auf diese stets luftige Insel, von der auch die Barken nach Delos starten.



AUF DER STRASSE
ZWISCHEN
DELPHI
UND HOSIOS LUKAS

(siehe aueh näehste beide Seiten)

Morgens wie abends begegnet man den reitenden Frauen, die auf die oft fern liegenden Felder zur Arbeit ziehen. Immer sind sie vermummt, sei es gegen die Sonne, sei es wie hier gegen Regen. Die Grieehinnen auf dem Land sind meist ernst und zurückhaltend, im Gegensatz zu den Männern, die zu jeder Kontaktnahme bereit sind.

Links ein Sehafhirt in der typischen Tracht der Gegend. Überall begegnet man in Griechenland den Schafherden. In manchem Dorf trifft man aueh noeh spinnende Frauen, die ihre Spindel in der losen Hand tragen (Seite 24); meist sind es, wie im Märchen, die alten Großmütter, die spinnen, während die jüngeren Frauen am Webstuhl sitzen.



GRIECHISCHE VOLKSMÄRCHEN

Von Max Lüthi

Wer die neugriechischen Volksmärchen kennen lernt, wird als erstes weniger die griechische Eigenart als die Verwandtschaft mit den Märchen anderer Länder sehen. Wie alle europäischen Völker erzählt auch der Grieche vom Tierbräutigam und von den dankbaren Tieren, von den Zweibrüdern und vom starken Hans, vom Meisterdieb, vom Kampf mit Riesen und Drachen und der Befreiung bedrängter Prinzessinnen; er kennt die Motive von der vergessenen Braut und vom verborgenen Leben, von der wunderbaren Geburt, die nach dem Genusse eines Apfels oder eines Fisches eintritt und vom Grindkopf, der zum Goldener wird; es gibt das griechische Dornröschen, es gibt die drei mißgestalteten Spinnerinnen, welche dem faulen Mädchen helfen, es gibt die Erzählung von Samson und Dalila: «Zur Zeit der Hellenen lebte einmal ein König, der war der stärkste seines Zeitalters, und die drei Haare auf seiner Brust waren so lang, daß man sie fassen und zweimal um die Hand wickeln konnte»; sein Weib verrät ihn um vierhunderttausend Taler und schneidet ihm die drei Haare ab: «Hierdurch wurde er der schwächste von allen Menschen.» Ähnlich wie Joseph seine Brüder, beschämt eine griechische Prinzessin den Vater, der ihr Unrecht getan hat: sie praktiziert einen Löffel in seinen Stiefel, nach Märchenweise durch ein Zaubersprüchlein, und tut dann, als ob der König ihn gestohlen hätte. Und genau wie in Schweden, so bindet auch in Griechenland die Jungfrau, die dem Drachen — dort dem Meertroll, hier der Quellschlange — geopfert werden soll, dem schlafenden Erretter ihren Fingerring ins Haar. Daß die Erzählweise in ihren Grundzügen dem internationalen Märchenstil entspricht, kann nicht verwundern; die Handlung schreitet rasch fort, Charakterdarstellung und Milieuschilderung spielen eine geringe Rolle, die Träger der Handlung werden zu reinen Figuren stilisiert, Aufbau und Sprechweise sind formelhaft. Bemerkenswert aber ist es doch, daß die genaue Übereinstimmung mit den Märchen anderer Völker bis in kleinste erzählungstechnische Floskeln hineinreicht. Wie es im zweisträngig erzählten bündnerischen Märchen heißt: «Nun lassen wir Gion Stöcke schneiden und kehren zur Prinzessin zurück» oder im lothringischen: «Jetzt losse mr die Buwe in dem Garde un gehn wider z'rick, kumme wider zu der Rosamunda un luhn, wie's do zugeht», so hören wir auch im griechischen: «Lassen wir jetzt den König darauf warten, bis der Vogel singt, und gehen wir zu seinem jüngsten Sohn, den wir im Brunnen finden.» In all diesen Fällen hat der Erzähler das natürliche Bedürfnis, seine an einfachere Märchen gewöhnten Zuhörer auf den Reiz der Doppelsträngigkeit aufmerksam zu machen; ein Wandern der Formel von einem Volk zum andern braucht hier nicht im Spiel zu sein.

Mit dem Hinweis auf Motiv- und Formgleichheiten müßte eigentlich immer sogleich die Bezeichnung der jeweiligen Besonderheit verbunden werden. Zum griechischen «Dornröschen» kommen drei Tage nach seiner Geburt die schicksalkündenden Moeren: die Prinzessin müsse im 15. Jahre ihres Lebens sich in acht nehmen, daß die Sonne sie nicht bescheine; denn wenn dieses geschähe, würde sie in eine Eidechse verwandelt und ins Meer fallen und fünf Monate darin bleiben. Das Lokalkolorit — Eidechse, Meer, gefährliche Sonne — ist unverkennbar. In einem anderen Märchen berichtet die Heldin: «Ich war einst eine Königstochter, nach meiner Geburt kamen meine Moeren und teilten mir das Los zu, daß ich das beste und schönste Mädchen von der Welt sein sollte. Aber als sie darauf wieder die Treppe unseres Hauses hinabstiegen, strauchelte die älteste von ihnen und fiel hin. Darüber erzürnten sie, kehrten wieder um und sprachen zu mir: was sie mir einmal zugeteilt, das sollte ich zwar behalten, aber sobald ich das dreizehnte Jahr erreicht, würde ich in eine Zitrone verwandelt werden und in diesem Zustande so lange bleiben, bis jemand käme und mich erlöste.» Wiederum liegt die Verwandlung in eine Zitrone für Griechenland nahe, während ähnliche Erzählungen von Zitronenmädchen in Nordeuropa einfach übernommen sein müssen, ohne daß das südliche Motiv der neuen Umwelt angepaßt wurde. Wenn hingegen das Märchen von der Faulenzerin berichtet, die dritte der hilfreichen Spinnerinnen «hatte einen Hintern, der war größer als die ganze Person», so ist das nicht mehr eine griechische, sondern eine rein lokale Besonderheit, die Verwendung einer auf der Insel Zakynthos gebräuchlichen Redensart.

Solchen Provinzialismen im griechischen Märchen soll hier nicht weiter nachgegangen werden. Aber auch den landschaftlichen Kulissen, dem landschaftlichen Kolorit des einzelnen Märchens gilt unsere Aufmerksamkeit nicht in erster Linie. Sie tragen wohl dazu bei, ihm sein eigentümliches Gepräge zu geben, aber sie spielen in der wirklichkeitsfernen Stilform des Märchens keine sehr bedeutende Rolle. Das Meer ist da — aber gar nicht einmal besonders häufig; immerhin paßt es gut und klingt hübsch, wenn das griechische Märchen seine Heldin in der Feige, der Nuß, der Haselnuß, die sie geschenkt bekommt, nicht nur einen Anzug finden läßt, «auf dem der Maimonat mit seinen Blumen zu sehen war,» und einen anderen, «auf dem der Himmel mit seinen Sternen zu sehen war», sondern auch einen dritten, «auf dem das Meer mit seinen Wellen zu sehen war.» Ähnlich gut fügt es sich in den Rahmen griechischen Lebens, wenn etwa vom Gelüst einer schwangeren Frau nach Schafkäse erzählt wird oder wenn der König, dessen Schäferei eine Stunde vom Schloß entfernt im Walde liegt, seine Tochter dem zur Frau verspricht, der ihm die Milch warm ins Schloß

liefern kann. Wenn auch diese Züge, die dem Lebensbereich des erzählenden Volkes entstammen, nur der äußersten Schicht der Erzählungen angehören und beim Übergang an ein anderes Volk leicht abgestreift und durch andere ersetzt werden können, so geben sie doch den Märchen jedes Volkes einen Hauch von Individualität, eine leichte Bezogenheit auf die besondere Landschaft und die besonderen Lebensgewohnheiten, einen ganz dünnen Schimmer von Realität also, der zu der abstrakt stilisierenden Grundgestalt des Märchens in einem spannungsvollen Gegensatz steht.

Wie bei anderen Völkern, so treten auch bei den Griechen die Gestalten des Volksglaubens in das Märchen ein. Von der Moera (sprich Mira), einer Art individueller Schicksalsfee, war schon die Rede. Die Lámia oder Lámnissa, die Strigla, die Drákäna sind menschenfressende Hexen. Der Drákos oder Dráko entspricht dem italienischen orco, dem französischen ogre, und gehört zu jenen bald gigantischen, bald in der äußeren Gestalt vom Menschen kaum zu unterscheidenden Unholden, welche die menschliche Welt bedrohen. Kein menschenfressendes Ungetüm, aber ebenfalls Unheilbringer, geheimnisvoll und unheimlich oder tückisch wie in nördlicheren Märchen etwa der Bucklige oder Hinkende, ist der Bartlose, der Dünnbart. Wir finden ihn auch in orientalischen Erzählungen, vielleicht steht die Gestalt des Eunuchen hinter ihm. An Tausendundeine Nacht erinnert auch der Mohr, der in den Märchen der Balkanvölker häufig auftritt. Eine letzte Lieblingsgestalt des griechischen Volksmärchens, «die Schöne der Welt», ist ebenfalls im ganzen Umkreis verbreitet, bei Albanen, Türken, Kurden, Syrern und Sizilianern. Diese Schönste der Welt oder «Schöne des Landes», die zu gewinnen die Helden ausziehen, kann rein menschliche Züge tragen, andere Male aber ist sie ein feenhaftes Wesen, wissend und zauberkundig.

Wenn man das griechische Märchen mit dem anderer Völker vergleicht, so fällt auf, daß zwei Tendenzen, die dem Volksmärchen überhaupt angehören, in Griechenland mit besonderer Kraft sich ausprägen: die Neigung zur Schönheit und die zur Grausamkeit.

Man hat den alten Griechen eine besondere Fähigkeit zur «Schönschau» zugesprochen. Fast scheint es, daß ihre modernen Nachkommen sich etwas von dieser Fähigkeit bewahrt haben. Daß die Moeren der neugeborenen Königstochter vor allem Schönheit zuteilen, daß die «Schöne der Welt» eine zentrale Figur des griechischen Märchens ist, legt Zeugnis von dieser Liebe zum Schönen ab. Die Schönheit auch des männlichen Helden wird noch stärker in den Blick gefaßt als bei den Märchen anderer Völker. Der Königssohn, so wird erzählt, guckt jeden Morgen, sobald er sich gewaschen und gekämmt hat, in den Spiegel und fragt den Wesirssohn: «‚Ist ein anderer auf der Welt so schön wie ich?‘ — ‚Nein‘, antwortete der Wesirssohn. Und das geschah jeden Tag» — bis es eines Tages heißt: «Den gibt es... Der Königssohn erschrak, als er das hörte, und sagte: Wenn es einen anderen auf der Welt gibt, so schön wie mich, will ich ausziehen und ihn suchen.» Der Herr Simigdali vollends, der Herr aus Grieß, ist eine Art «Schöner der Welt»: «Es war einmal vor langer Zeit ein König, der hatte eine Tochter. Sie hatte viele Freier, aber sie wollte keinen von ihnen, weil keiner ihr gefiel. Sie dachte sich aus, sich selbst einen Mann zu machen. Sie nahm ein Kilo Mandeln, ein Kilo Zukker und ein Kilo Grieß, mischte alles untereinander, knetete daraus einen Mann und stellte ihn vor das Heiligenbild des Hauses. Dann kniete sie nieder und begann zu beten. Vierzig Tage und vierzig Nächte betete sie, und nach den vierzig Tagen belebte Gott den Grießmann und man nannte ihn Herrn Simigdáli, Herrn Grieß. Er war wunderschön, und von ihm und seinem Namen hörte die ganze Welt. So auch eine Königin aus einem fernen, fernen Königreiche. Sie beschloß, hinzufahren und den Herrn Simigdáli zu rauben. Sie baute ein goldenes Schiff mit goldenen Rudern und fuhr zu der Stadt, in der er wohnte. Da sprach sie zu ihren Schiffern: ‚Geht an Land und ergreift den, der sich durch Schönheit auszeichnet und bringt ihn mir in das Schiff‘...»

Neben das Schaubare tritt das Musikalische. Das griechische Märchen erzählt besonders gerne von Musikanten und von musizierenden Dingen. Drei Geschwister, die Brüder schön wie Sonne und Morgenstern, die Schwester schön wie der Mond, wohnen einsam in einem Turm. Eine böse Alte will das Mädchen verderben und spricht zu ihm: ‚Du führst deinen Namen mit Recht, denn du bist so schön wie der Mond, aber um ganz glückselig zu sein, fehlt dir noch ein Ding.‘ Da fragte sie, was das sei, und die Alte antwortete: ‚Der Zweig, welcher Musik macht.‘ Von nun an dachte die Jungfrau nur noch an den Zweig, welcher Musik macht, und sehnte sich so sehr danach, daß sie krank wurde und sich ins Bett legen mußte.» Die Brüder holen ihr den Zweig, sie pflanzt ihn, es wird ein Baum daraus: «er wuchs rasch heran und flötete ohne Unterlaß und trug jeden Morgen eine Schüssel voll Edelsteine.» In einem anderen Märchen muß der Bewerber um die Königstochter — «die war das schönste Mädchen auf der ganzen Welt» — aus dem Garten des unsterblichen Vogels, des ewig brennenden und nie verbrennenden, den goldenen Apfel holen, «der wie die Sonne strahlte und alle Weisen der Erde spielte». Der starke Hans aber, eine Lieblingsfigur des griechischen Märchens, Vorform des Herakles, ist ein Zitherspieler, und wenn die Saiten seiner Zither springen, dann soll es den Eltern ein Zeichen sein, daß er in Gefahr ist. Ein schiffbrüchiger Prinz bindet sich eine Ochsenblase um den Kopf, die ihm das Aussehen eines Grindkopfes gibt, dann kauft er eine Flöte «und spielte darauf so schön, daß selbst die Nachtigallen seinem Spiele lauschten». Die Königstochter macht ihn zu ihrem Kammerdiener und nimmt bei ihm — «denn in einem ihrer Zimmer stand ein Klavier» — Klavierunterricht. Man denkt an Tristan und Isolde. Aber das Instrument ist ein prosaisch modernes — das lebendige Märchen ersetzt die Requisiten einer vergangenen Zeit mühelos durch die der eigenen, ähnlich wie es die Früchte einer fremden Land-

schaft mit den ihm vertrauten vertauscht; daneben freilich beliebt es ihm oft, gerade etwas Fremdartiges, etwas Fernes oder Uraltes gleichsam in Versteinerung zu bewahren, wie ja das selbstverständliche Nebeneinander von Alltagsgut und Wunderbarem, von ganz Gegenwärtigem und aller Zeit und jedem Ort Entrücktem einen der höchsten Reize des echten Märchens bildet. Die verlorengegangene Tochter des musikalischen Paares — die Fabel gleicht der des «Appollonius von Tyrus» — singt dann später ihrem Vater, der sie nicht kennt, ihre ganze Lebensgeschichte zur Laute vor. Als letztes Beispiel eines griechischen Märchenmusikanten diene die Strigla, eine hexenhafte Königstochter, welche Pferde erdrosselt und verzehrt, nach und nach ihre ganze Familie und den ganzen Hofstaat auffrißt, dann aber in ihrem Gemache die Geige spielt. Ihr letzter Bruder, den sie einst vertrieben, kommt in das öde Schloß zurück. «Da ging der Prinz von einem Gemach zum andern, um zu sehen, ob er nicht irgendeinen Menschen finde, bis er endlich in eines kam, in welchem seine Schwester saß und auf der Geige spielte. Wie diese ihn erblickte, da erkannte sie ihn sogleich und rief: «Da bist du also doch wieder zurück? Hatte ich dir nicht gesagt, daß du nicht mehr hierher kommen solltest? Nun sollst du sehn, wie es dir ergehn wird. Da nimm die Geige und spiele so lange, bis ich wiederkomme.» Sie gab ihm darauf die Geige in die Hand und ging hinaus, und er setzte sich nieder und spielte, aber er hatte kaum angefangen, so schlüpfte eine Maus aus einem Loche hervor und sagte zu ihm: «Mach, daß du fortkommst, denn deine Schwester ist nur weggegangen, um ihre Zähne scharf zu machen und dich besser fressen zu können; gib mir also deine Geige, ich will auf ihr spielen, damit sie es nicht merkt, daß du weggegangen bist.» Da gab der Jüngling die Geige der Maus und ging weg. Die Maus aber spielte so lange, bis die Strigla ihre Zähne gewetzt hatte und wieder in das Gemach kam. Als sie aber dort die Maus statt ihres Bruders auf der Geige spielen sah, rief sie: «Ach! er hat mich angeführt!» und stürzte sich auf die Maus, um sie zu fangen und ihren Zorn an ihr auszulassen; diese aber warf die Geige hin, sprang vom Stuhle und schlüpfte in ihr Loch.» Fast scheint es, als ob die Strigla ihre Geigenkunst, wie die antiken Sirenen den Gesang, benütze, um Opfer anzulocken. Aber sogleich offenbart sich der Gegensatz zwischen dem sagenhaften Gebilde und dem Märchen: in der Sagendichtung wird jener Bezug ausdrücklich ausgesprochen, das Märchen aber gibt nur das nackte Faktum, die Deutung bleibt dem Hörer überlassen — und jeder wirkliche Märchenhörer spürt, daß die bloße Deutung auf Lockmusik dem Motiv nicht gerecht würde. Das Bild der geigenspielenden Unholdin steht um seiner selbst willen da, im letzten unbegreiflich. Scharf sichtbar gemacht, von den Wänden des innersten Schloßgemaches umrahmt, sitzt die mörderische Hexe da und spielt auf der Geige...

Mit der Strigla sind wir beim Gegenpol der Schönheit angelangt, bei der Grausamkeit. Wenn landschafts- und zeitbedingte Elemente, wie Zitrone, Feige, Klavier, zur äußeren Schale des Märchens gehören, während schon das Meer als eines der Urbilder menschlicher Vorstellungskraft in tiefere Schichten hinabreicht, so gehört die Ausformung reiner Schönheit und scharfer Grausamkeit zu den strukturbildenden Stiltendenzen des Märchens selber.

Grausamkeit haftet nicht nur den dämonischen Figuren des griechischen Märchens an, sondern auch den menschlichen. Neben den menschenfressenden Draken — der eine fragt: «Wie wollen wir die beiden Knaben verspeisen, gesotten oder gebraten?» der andere antwortet: «Nein, lieber in Reis gedämpft» — gibt es den menschenfressenden Lehrer. «Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und erst nach langer Zeit bekamen sie ein Mädchen, das nannten sie Lemonitza; das wuchs und gedieh bis zu dem Alter, wo man die Kinder in die Schule schickt, und von da an ließen sie es von seiner Amme jedes Mal in die Schule führen und wieder abholen. Der Lehrer dieser Schule war aber ein Menschenfresser, denn er behielt von seinen Schulkindern jeden Mittag eins in der Schule zurück und aß es auf, und wenn dessen Eltern sich bei ihm nach dem Kinde erkundigten, so sagte er stets, daß er es zusammen mit den andern aus der Schule entlassen habe.» Dieser Lehrer, der Lemonitza einmal braun und blau haut, weil sie ihn beobachtete, als er eben ein Kind verzehrte, entpuppt sich freilich bald als ein böser Zauberer. Aber auch von kaltblütiger Grausamkeit diesseitiger Figuren erzählt das Märchen so, als ob sie selbstverständlich wäre. Ein König, auf den Rat seines bösen Wesirs, fordert von seinem jungen Jäger, daß er ihm einen Turm von lauter Elfenbein baue. Da gibt die Mutter des Jägers diesem den folgenden Rat: «‚Damit du so viel Knochen zusammenbekommst, als zu dem Turm nötig sind, mußt du in die und die Gegend gehen, dort ist eine große Mulde auf dem Wege, und diese mußt du täglich mit Brot und Wein füllen lassen. Wenn dann die Bauern der Umgegend des Weges kommen und den Wein und das Brot sehen, das niemand gehört, da werden sie sich daran gütlich tun und sich dann in der Nähe in den Schatten legen und schlafen, und dann mußt du aus deinem Verstecke hervorkommen und sie totschlagen. Darauf mußt du vom König Leute verlangen, um das Fleisch von den Knochen zu schaben und sie hierher zu schaffen, und wenn du genug Knochen hast, so lasse davon den Turm bauen.‘ Der Junge machte es, wie seine Mutter geraten hatte, und es dauerte gar nicht lange, so war der Knochenturm fertig.» Andere Male wird nicht das Skelett, dafür aber die Haut eines Menschen benötigt: Ein Drakos ruft dem fliehenden Jüngling, den er vergeblich verfolgt hat, den Rat nach, er solle «einen alten Mann so lange schütteln, bis die Knochen aus ihm herausfallen würden, und sich in dessen Haut stecken, damit er in dem Lande, wohin er komme, sein Leben nicht verliere. Nach einer Weile begegnete der Jüngling einem alten Mann, und der gab ihm denselben Rat. Da rief der Knabe: ‚Wo könnte ich einen Menschen finden, der älter wäre als du?‘, nahm ihn bei den Haaren,

schüttelte ihm alle Knochen aus der Haut heraus und steckte sich hinein.» Es ist das Motiv des Grindkopfs, nur daß hier statt des Schädels der ganze Körper mit einer alten Haut überspannt wird, in Umkehrung gleichsam der antiken Verjüngungskur, die im Abschaben der alten Haut bestand (Ilias IX 444 ff). Unsere Erzählung legt nahe, im Grindkopf auch dort, wo als Pars pro toto nur der Kopf grindig ist, eine Totenepiphanie zu sehen.

Das Märchen von Asterinos und Pulja, das erste bei Hahn, von ihm als «die Perle der ganzen Sammlung» bezeichnet, erzählt, wie die Taube, von einer Frau für das Mittagessen in Bereitschaft gehalten, von der Katze erwischt und gefressen wird. Nun fürchtet die Frau, «daß ihr Mann zanken werde. Sie bedachte sich also nicht lange, schnitt sich die eine Brust ab und kochte sie.» Auch hier handelt es sich um ein international geläufiges Motiv. Unser Märchen fährt nun aber weiter: «Nachdem der Mann gegessen hatte, sagte er: ‚Was das für schmackhaftes Fleisch war, so habe ich noch niemals welches gegessen.' Da sagte ihm die Frau: ‚So und so ist es mir ergangen, ich hatte die Taube an den Nagel gehängt und ging hinaus, um Holz zu holen, und als ich zurück kam, fand ich sie nicht, die Katze hatte sie geholt, da schnitt ich mir die Brust ab und kochte sie, und wenn du es nicht glauben willst, so sieh her' ,und dabei zeigte sie ihm die blutende Brust. Darauf sprach der Mann: ‚Wie schmackhaft ist doch das Menschenfleisch! Weißt du, was wir tun? Wir wollen unsere Kinder schlachten und sie essen; wenn wir morgen in die Kirche gehen, so gehe du früher nach Hause und dann schlachte und koche die Kinder, und wenn sie fertig sind, so rufe mich.'» Und die Mutter ist sofort bereit zu der Tat. Solch rasches und unerbittliches Tun entspricht durchaus dem Erzählungsstil des Volksmärchens, der die Linie der Handlung so scharf und eindeutig als möglich zu ziehen liebt. Das Vorweisen der blutenden Brust hingegen ist von einer Realistik, die dem Wesen des Märchens nicht mehr gemäß ist. Die eigentliche Märchengrausamkeit ist vielmehr lakonischer Art. So dienen etwa die bekannten grausamen Todesstrafen dazu, einen scharf sichtbaren Schlußpunkt zu setzen. Die Griechen bereichern die Liste jener Strafen durch eine hübsche Variante: Statt vier gewöhnliche sind es vier trunken gemachte Rosse, die die böse Lámnissa in Stücke reißen müssen. Beliebt sind lakonische Schlüsse von der Art der folgenden: «Das Schlangenkind kehrte mit seiner Frau nach Hause zurück, schlug seine Schwägerin tot und lebte von nun an mit seiner Frau glücklich und zufrieden.» «Da ging die Frau mit ihm, und als sie nach Hause kamen, schlug er seine beiden Schwägerinnen und seinen Vater tot und lebte nun allein mit seiner Frau in dem Hause.» Diese ruhig und leidenschaftslos berichtete Gewalttätigkeit der Menschen unterscheidet sich kaum von der ebenso ruhigen und raschen Schlagkraft des Schicksals, die in einem anderen Märchenschluß zum Ausdruck kommt: «Als das der König hörte, traf ihn der Schlag, und er fiel tot zur Erde.» Daß es dem Märchen nicht um ein Auskosten des Grausamen zu tun ist, spürt man nicht nur an dem Lakonismus seines Berichts, sondern etwa auch an der wirklichkeitsfernen Reinheit, mit der es Knochen und Haut voneinander sich abtrennen läßt, wenn der Held den Alten bei den Haaren packt und ihm die Knochen aus der Haut herausschüttelt. Die konkrete Welt löst sich im Märchen in einfache Elemente auf, die nun in ein neues Zusammenspiel eintreten können. Die Grausamkeit ist ein Ausdruck der zum Extremen, zum Absoluten drängenden Stilform; gleichzeitig freilich lebt in ihr die Erinnerung an grausame Vorgänge und Sitten der Vorzeit. Weil diese urtümlichen Züge dem Stil des Märchens angemessen sind, hat es sie mit besonderer Sorgfalt bewahrt, gehegt und zurechtgeschliffen.

Das Märchen liebt den prägnanten Satz und das klare Bild. Die bekannten formelhaften Anfänge, Schlüsse und streng wörtlichen Wiederholungen im Innern der Erzählung sind auch dem Griechen vertraut. «Es war einmal...» «Die lebten nun glücklich, wir aber hier noch glücklicher.» — Von den Szenen und Gestalten, die sich in griechischen Märchen finden, seien einige besonders leuchtkräftige und eigenartige hervorgehoben.

In dem Märchen vom Goldäpfelbaum und der Höllenfahrt kommt der Held im unterirdischen Reich zu einem großen Garten, wo der schönste Frühling war. «Er suchte aber das ganze Schloß durch, ohne irgend jemand zu finden, und wunderte sich, wie so ein schöner Palast unbewohnt sein könne. Endlich kam er zu einer Türe, und als er diese öffnete, erblickte er eine wunderschöne Prinzessin, welche mit einem goldenen Apfel spielte... Die Prinzessin aber sprach zu ihm: ‚Sage mir, du Hund, wie bist du hierhergekommen, wo kein fliegender Vogel hinkommt?'» Gleich der geigenspielenden Strigla sitzt hier die Prinzessin in einem entfernten Gemach des menschenleeren Schlosses, und wie die Türe sich öffnet, erschauen wir, genugsam vorbereitet, das unvergeßliche Bild, die «wunderschöne Prinzessin, welche mit einem goldenen Apfel spielte». Der schöne Mensch, die goldene Frucht, und eine dritte, ebenso schöne und ebenso zeichenhafte Vorstellung, tritt, in den Worten der Prinzessin, sogleich dazu: das Bild des «fliegenden Vogels». Die drei Reiche des Menschen, der Pflanze, des Tiers sind eindrücklich und mit vertrauten Formeln repräsentiert. Vogel und Apfel, beides sind Lieblingsfiguren des griechischen Märchens. Die Prinzessin weist den Helden zu einer andern Kammer, dort wiederholt sich das Spiel, und er wird zu einer dritten Kammer gewiesen, wo er die jüngste Schwester findet, «ein Mädchen, wie kein schöneres auf der Welt war; doch sie war traurig, weil sie keinen Apfel hatte. Sowie er sie erblickte, kam ihn seine Stärke an, und davon erzitterte das ganze Schloß. Das Mädchen aber fiel ihm um den Hals und küßte ihn und sprach: ‚Sage mir, du Hund, wie bist du hierhergekommen, wohin kein fliegender Vogel kommt? Denn hier haust ein Drache, und wenn der dich gewahr wird, so sind wir allesamt verloren.'»

Nicht jedesmal muß es ein Schloßgemach sein, das einer schönen Gestalt den Rahmen gibt. Es kann auch einmal ein Rauchfang denselben Dienst leisten. Der Hundskopf, eine Blaubartfigur, hat die beiden älteren Schwestern eines Mädchens aufgefressen, es selber aber besteht die Probe: es ißt die Nasen und Ohren und Knochen, die der Hundskopf ihm vorsetzt, wirklich, und als er nun ruft: «Wo seid ihr, ihr Knochen?», da antworteten sie: «Wir sind im Magen des Mädchens.» Es ist das Motiv des redenden Hausrats (hier freilich der «Hausrat» eines Blaubarts!), das im griechischen Märchen überhaupt beliebt ist. Nun darf das Mädchen einen Wunsch tun, und es wünscht sich «einen Gitterkästen, der sich mit einer Schnur öffnen und schließen läßt». Da setzt sie sich hinein, und weil jetzt der Hundskopf nichts mehr mit ihr anfangen kann, verkauft er den Käfig — an den Königssohn. Der «stellte ihn auf das Bänkelbrett in seiner Stube, und da er eine Reise machen mußte, so sagte er zu seiner Mutter: ,Rühr diesen Kasten nicht an, liebe Mutter.'» Darauf reiste er ab. Nun kam einmal die Mutter seiner Braut zu seiner Mutter auf Besuch, «und als sie den Kasten erblickte, erriet sie, was darin sei und sprach: ,Höre, Gevatterin, diesen Kasten mußt du in den Rauch hängen, damit das nicht verdirbt, was darin ist', und redete der Königin so lange zu, bis sie den Kasten in den Rauch hängen ließ, und dort blieb er drei Jahre lang, denn ebenso lang blieb der Königssohn vom Hause weg.» Als der Prinz zurück ist, nimmt er den Kasten herunter: «und fand das Mädchen darin, das von dem Rauche noch viel schöner geworden, als es früher war.» Das Märchen kennt die Zeit nicht; daß das Mädchen die ganze Zeit ohne Speise geblieben, erwähnt es nicht einmal. Und der Sinn des Geschehens? Verbirgt sich etwa der Gedanke darin, daß Leiden veredelt? So wie der Vogel Phönix verjüngt aus dem Feuer sich aufschwingt, steigt unsere Heldin verschönt aus dem Rauchfang nieder. Der echte Märchenhörer wird nicht nach Sinn und Bedeutung des Vorgangs fragen, aber das liebliche Bild des Mädchens im Gitterkasten, das drei Jahre im Rauchfang hängt und nur immer schöner und schöner wird, wird sich ihm fest einprägen. Und das lebendige Bild wird stärker und umfassender wirken, als jede verengende Deutung es könnte.

Weniger einmalig, aber ebenso wirksam ist jenes andere Bild, das vom Mädchen auf dem Baum. Es ist ein international beliebtes, häufig vorkommendes Motiv. Zwei griechische Erzählungen bringen besonders hübsche Nuancen. Das der Zitrone entsprungene Mädchen, «dessen Schönheit die Sonne verdunkelte,» wird von dem Königssohn auf den Maulbeerbaum gehoben. Er eilt heim, um seinen Eltern alles zu erzählen, der Kuß der Mutter aber läßt ihn alles vergessen. Unterdessen kommt eine Mohrin zu der Quelle, wo der Maulbeerbaum stand, um für ihre Herrin, eine böse Lámnissa, Wasser zu holen. Als die Mohrin «im Wasser den Schatten des Mädchens erblickte, das auf dem Baume saß, vermeinte sie ihr eigenes Bild zu schauen und rief aus:

Ei sieh, wie wunderschön bin ich!
Und Wasser holen heißt man mich!

Dabei warf sie ihren Krug zu Boden, daß er zerbrach, und kehrte nach Hause zurück. Und hier sagte sie das nämliche zu ihrer Herrin, der Lámnissa.» Die merkt etwas, geht selber zur Quelle, gewahrt die Jungfrau auf dem Baume und spricht zu ihr: «,Steig herunter, daß ich dich fresse.' Jene aber antwortete: ,Geh nach Hause, knete den Teig, backe und dann komm zurück, mich zu fressen.' Da ging die Lámnissa wieder nach Hause, buk in aller Eile Brot und kehrte dann zurück, um das Mädchen zu fressen.» Sie nötigte es noch, ihm seine ganze Geschichte zu erzählen, fraß es und stieg selbst auf den Maulbeerbaum. Als dann sechs Monate später der Königssohn zufällig des Weges kam, stieg sie hernieder und gab sich für das verlassene Mädchen aus. «Jetzt kam ihm wieder die Erinnerung an das frühere Erlebnis, und obwohl ihm die große Veränderung der Geliebten auffiel, so nahm er doch an, daß die Sonne das bewirkt habe...» Wieder spielt der Zeitablauf keine Rolle, die Lámnissa bleibt ruhig und ohne daß von ihrer Speisung die Rede wäre, sechs Monate auf dem Baume hocken. Aber was ist mit dem Brot, das die Hexe auf den Befehl des Mädchens backen muß, bevor sie dieses fressen darf? Soll es ihr etwa als Vorrat dienen? Das Märchen selber stellt einen solchen Zusammenhang nicht her; der Aufschub, den die Hexe gewähren muß, ist vielmehr nach echter Märchenweise ganz ohne Begründung einfach dargestellt, man weiß nicht, warum die Lámnissa gehorchen muß und warum das Mädchen ihr nachher preisgegeben ist, aber man glaubt, daß es so sein muß, daß hier geheime Gesetze spielen, denen die Figuren bedingungslos unterworfen sind. Eine Variante erzählt die Geschichte schmiegsamer. Hier ist es die Mohrin selber, welche das Mädchen tötet und auf den Baum steigt; als der Prinz bald darauf zurückkehrt, hält sie ihm doch die verstrichene Zeit vor: «Sage, mein Lieber, warum bist du so lange ausgeblieben, daß ich vor lauter Sehnsucht nach dir schwarz und runzelig geworden bin?» Das ist hübsch und geistvoll, aber wenig märchenecht. So wird im Munde der verschiedenen Erzähler die Märchenform verändert, individuell zurechtgefeilt, und doch setzt sich im großen ihre eigene, strenger und starrer Linienführung zuneigende Art immer wieder durch.

Häufig erzählt das griechische Märchen von der treulosen Frau, Mutter oder Schwester. Schon Prinzessinnen treten ihrem Vater gegenüber zuweilen recht robust auf. Der alte König ist traurig, und die Königstochter fragt ihn, was er habe. «Was soll ich dir sagen, mein armes Mädchen? Man hat mich zum Kriege aufgeboten, und ich bin zu alt, um mitzuziehn.» «Oh weh! Ich glaubte, du zerbrächest dir den Kopf, wie du mich endlich unter die Haube bringen könntest», rief das Mädchen trotzig und verließ den Vater. Bildhafter und daher märchenechter wird derselbe Vorgang anderwärts erzählt: «Eines Tages schickte der König seine älteste Tochter in den Garten, um ihm eine Melone zu holen,

und die brachte ihm eine überreife, die man gar nicht mehr essen konnte. Da sprach der König: ‚Was für eine Frucht bringst du mir da? die ist ja schon so überreif, daß man sie gar nicht mehr essen kann.' ‚Ebenso überreif bin ich geworden', sprach darauf die Tochter, ‚und ich verlange, daß du mich endlich verheiratest.' Aber der König rief: ‚Schweige still, was sind das für Reden, schämst du dich nicht?' Darauf ließ der König die zweite Tochter eine andere Melone holen; die brachte aber eine ebenso überreife Frucht zurück und gab ihm dieselbe Antwort wie ihre Schwester. Nun schickte er seine jüngste Tochter in den Garten, die brachte ihm eine schöne Melone. Da sprach der König: ‚Seht, die ist im rechten Alter, weder zu hart, noch zu weich.' Die jüngste erwiderte: ‚Ich bin auch im rechten Alter, lieber Vater!' ‚So!' rief dieser, ‚also auch du willst einen Mann? Nun, wenn ihr es denn nicht anders wollt, so will ich euch verheiraten.' Darauf befahl er, alle Männer aus seinem ganzen Reich sollten unter den Fenstern seines Schlosses vorüberziehen, die Königstöchter aber oben an den Fenstern stehen, und jede von ihnen solle auf den, welcher ihr am meisten gefiele, einen Goldapfel werfen.» Schlimmer als solche mannstollen Prinzessinnen sind die untreuen Schwestern, die untreue Mutter, die mit einem Draken anbändeln und nun gemeinsam mit ihm dem Bruder oder Sohn nach dem Leben trachten. Von den treulosen Gattinnen, den Königstöchtern, die als menschenfressende Hexen zur Welt kommen, als Chursusissa, als Strigla, gar nicht zu reden. In ihnen stellt das griechische Märchen dem strahlenden Frauenbilde, das es so oft entwirft, das gräßliche zur Seite; in den extremen Polen umspannt es die weiten Möglichkeiten der wirklichen Welt.

Aus dem Reiche eigenartiger Gestalten, die das griechische Märchen uns vorstellt, seien noch der halbe Mensch und Dontá (der Zahnige) erwähnt. Beim halben Menschen handelt es sich um einen richtigen Längsschnitt: eine Frau hat Gott gebeten, ihr ein Kind zu schenken, «und wenn es auch nur ein halbes wäre. Da schenkte ihr Gott einen Knaben mit halbem Kopfe, halber Nase, halbem Munde, halbem Körper, einer Hand und einem Fuß...» Die Schärfe des Schnitts entspricht dem abstrakten Linienstil des Märchens, aus dem sich derartige Figuren wie von selbst ergeben. Diese Folgerichtigkeit innerhalb des Märchenstils hindert den Erzähler nicht, das Groteske der Vorstellung auszukosten und zu belachen, wenn nun der Halbe sich aufs Maultier setzt und im Walde mit einem Beil Bäume fällt. Ein anderes Märchen erzählt von «einem kleinen Mann, der aber zehn Ellen breit war» und zudem halb Mensch, halb Ameise. Der Dontá ist fünf Spannen groß und hat zwei Spannen lange Zähne; im Kampf mit dem Königssohn schlägt er einfach immer wieder seine Zähne zusammen, und jedesmal springen zehn bewaffnete Männer aus seinem Munde, «die sahen aus wie er selbst». Erst als die Königstochter ihm das Geheimnis ablistet, wo seine «Macht» (sein verborgenes Leben) sitze, kann er überwunden werden. «Auf jenen Bergen ist eine Wildsau, in der steckt meine Macht. Wenn die Wildsau krank wird, werde ich auch krank, und wenn jemand sie erschlägt, werde ich unheilbar krank. In ihrem Bauch hat sie drei Tauben; wenn man zwei davon schlachtet, kann ich mich nicht mehr bewegen, weder Hände noch Füße, und schlachtet man die dritte, dann muß ich sterben.» Nun zieht der Königssohn aus, und nach einer bekannten Formel besiegt er die Wildsau im dritten Kampf, nachdem er «den Pitakuchen verschlungen, Wein getrunken und das Popentöchterchen geküßt». Bemerkenswert ist es, wie das griechische Märchen das stufenweise Sterben des Dämons berichtet. Der Prinz nimmt aus dem Bauch der Wildsau die erste Taube und schlachtet sie. «In dieser Stunde legte sich Dontá auf sein Lager und sprach zur Königstochter: ‚Ach, das hast du mir zugefügt.' ... Auf dem Wege zur Burg tötete er die zweite Taube, und Dontá konnte weder Hände noch Füße bewegen. In der Burg angekommen, stellte sich der Königssohn vor Dontá hin und sprach: ‚Dein Leben ist in meinen Händen. Warum schlägst du deine Zähne nicht zusammen, damit andere aus deinem Mund kommen, die so aussehen wie du selbst?' Er schlachtete auch die dritte Taube, und entseelt wurde Dontá in den Bergen den Ungeheuern zum Fraß vorgeworfen. Der Königssohn nahm die Königstochter zur Frau, und sie verbrachten ein gutes und ruhiges Leben. Er hatte immer diejenige zur Seite, die zu seiner Schönheit so gut paßte.»

Zuletzt soll, da doch schon vom menschenfressenden Lehrer die Rede war, noch gesagt sein, daß im griechischen Märchen überhaupt auffallend häufig von Schule und Unterricht gesprochen wird. Die Bildungsbeflissenheit geht recht weit: Während bei anderen Völkern der Held, der wach bleiben will, um die nächtlichen Goldäpfeldiebe zu ertappen, sich etwa auf einen Ameisenhaufen setzt, spricht im griechischen Volksmärchen der jüngste Sohn zum Vater: «Gib mir... mein Buch und eine Leuchte, damit ich mir die Zeit mit Lesen vertreibe.» Dieser erbauliche Zug möge die Liste der Eigentümlichkeiten, die das griechische Märchen uns darbietet, beschließen.

Bisweilen spürt man im griechischen Märchen die Nähe des Orients, dessen Phantastik ebenso wie seine Realistik. In einzelnen Erzählungen finden sich Spuren antiker Mythen. Im ganzen gesehen treten solche Zusammenhänge zurück; wir gehen hier nicht näher auf sie ein. Dagegen sei noch die Frage nach den erzählerischen Qualitäten der griechischen Volksmärchen gestellt.

Daß dem Griechen reizvolle Wendungen glücken, daß er in seinen Märchen kraftvoll sprechende Bilder ausformt, dafür mögen zahlreiche unserer wörtlichen Zitate Zeuge sein. Überraschende Drehungen der Handlung, spritzige, vorwitzige Bemerkungen, schnippische Antworten, sprechende Gebärden erfüllen diese Erzählungen; auf Schritt und Tritt äußert sich der lebendige Sinn der Griechen für das erzählerisch Wirksame. Er läßt die Tendenz des Märchens, jeden Vorgang in die Ebene des Sichtbaren zu heben, besonders rein sich entfalten. Die Verzauberung, die scharf und

unvermittelt sichtbar werdende extreme Formveränderung also, wird auch noch durch eine höchst anschauliche Bewegung heraufgeführt, durch eine Ohrfeige zum Beispiel. «Wie sie so miteinander sprachen, hörte die Schwester, daß der Löwe nach Hause komme, und rief: ‚Nun muß ich dich verstecken, sonst frißt er dich.' Darauf gab sie ihm eine Ohrfeige, verwandelte ihn damit in einen Besen und stellte ihn hinter die Türe.» Ohrfeigen oder Äpfel oder beides zusammen erinnern Säumige oder Vergeßliche an ein altes Versprechen; der schlafende Erlöser wird nicht direkt geweckt, sondern durch die Tränen des Mädchens, die auf ihn fallen; und wenn der Held der Drakenschwester drei Küsse gibt, so kommt eine zaubrische Kraft über ihn. Diese letzte Episode, schalkhaft und mit echter Märchenumständlichkeit erzählt, soll hier wörtlich festgehalten sein. «Als die Jungfrau den beiden Gästen zu essen vorsetzte, stellten sie sich, als ob sie nicht zu essen verstünden, und während ihnen nun die Jungfrau zeigte, wie sie es machen sollten, ergriff sie der Königssohn und raubte ihr einen Kuß. Nachdem sie nun gegessen hatten, setzte sie ihnen Wasser vor, um sich zu waschen; sie stellten sich aber wiederum, als ob sie nicht wüßten, wie man sich wäscht, und als die Jungfrau ihnen dies zeigen wollte, da ergriff sie der Königssohn abermals und raubte ihr einen Kuß. Darauf machte sie ihnen ein Bett zurecht, damit sie schlafen sollten, die Jünglinge aber stellten sich, als ob sie nicht wüßten, was man mit einem Bette anfangen sollte und warfen die Decken durcheinander. Als nun die Jungfrau abermals herankam, um ihnen zu zeigen, wie sie sich legen sollten, da raubte ihr der Königssohn den dritten Kuß, und sofort kam eine solche Kraft über ihn, daß er stärker wurde als die drei Draken. Darauf schliefen sie alle zusammen.» Die Aufspaltung des Vorganges in drei Etappen, optisch alle höchst drastisch, aber eben voll im Optischen lebend, so daß das Geschehen in der tieferen Schicht, die erotische Erregung, nur noch wie aus weiter Ferne herüber leuchtet, im wesentlichen entwirklicht und in Gebärde und Tat transponiert: das ist reinster Märchenstil. Die wahre Märchenausführlichkeit besteht im Aufgliedern der Vorgänge, nicht in der verweilenden Schilderung der einzelnen Momente, die wir nur bei schlechten Erzählern — und freilich hat auch Griechenland solche — treffen: «Da geriet der Jude in großen Zorn, er schlug sich an den Kopf, schrie und tobte, aber es half ihm nichts...» Solch realistisches Ausmalen bedeutet Abgleiten in einen märchenfremden Stil. Es kommt indessen im griechischen Märchen nicht oft vor. Häufiger trifft man eine zu weit gehende Nacktheit der Erzählung, so etwa, daß zwar der erste Teil eines Märchens ausgezeichnet erzählt ist, gegen Ende aber alle möglichen Motive noch hineingestopft werden, ohne daß sie zur eigentlichen Entwicklung gelangen. Das echte Märchen erzählt knapp, aber nicht hastig. Es hat Zeit und Lust zur dreifachen Variierung, zu mannigfachem Hin- und Widerspiel der Gaben. Zur echten Märchen-Umständlichkeit gehört vor allem auch das Ratgeben: Die Figuren handeln nicht aus sich, sondern bedürfen des äußeren Anstoßes, der Gabe oder des Ratschlags. Ein Zug, der vom griechischen Märchen mit besonderer Liebe gepflegt wird: Schon das antike Melampus-Märchen erzählt von dem Rat eines Greises an Melampus — wie viel märchenechter ist dieser Rat eines Unbekannten als Rat und Hilfe, die von irgendwelchen Fabelgöttern kommen, wie es im antiken Kunstmärchen der Fall ist. Das neugriechische Märchen nennt etwa einen Mönch als Ratgeber oder ein Pferd, oder auch — und diese Möglichkeit entspricht dem Märchenstil ebenso — Personen der nächsten Umgebung, die Mutter, den Wesir. Besonders hübsch ist es, wenn in einem Blaubartmärchen die Heldin, die Jüngste-Beste, die ausdrücklich als die klügste von drei Schwestern bezeichnet wird und sich auch entsprechend verhält, dann doch durch den Rat jener dümmeren Schwestern gelenkt wird — einfach weil das Märchen das Gelenk des Ratschlags nicht entbehren will.

Der Gliederung, dem Bedürfnis nach Einschaltung von Gelenken, welche die Erzählung klar strukturieren, dient schließlich auch die Erzählung in der Erzählung, die der Grieche mit einer Art von Verliebtheit pflegt. Wie weit hier die Nähe des Orients mitspielt, wie weit es der Erzählfreude des griechischen Volkes selber entspringt, dürfte schwer zu entscheiden sein. Schon die Odyssee stellt sich uns ja als Rahmenerzählung dar. Es scheint ein eigentliches Interesse am Erzählungsvorgang als solchem im Spiele zu sein. Immer wieder wird die Situation dargestellt, wo der unerkannte Held, die unerkannte Heldin entweder selber seine Geschichte erzählt und die Gegenspieler bloßstellt oder sie zwingt, ihrerseits ihre Geschichte zu erzählen und so sie zum Geständnis nötigt. Da heißt es etwa: «Am Abend kamen die zwölf Räte zu dem König, mit ihm die Zeit zu vertreiben. Zu jener Zeit liebte man es sehr, schöne Märchen zu hören, und der König sprach daher: ‚Weiß keiner ein schönes Märchen, damit die Zeit vergehe?' Die Räte antworteten: ‚Von uns weiß keiner mehr ein neues Märchen.' Und auch alle Diener des Königs erklärten, daß sie alle Märchen bereits erzählt hätten, die sie wüßten. Da gedachte der König des neuen Küchenjungen und ließ ihn vorrufen und befahl ihm, ein Märchen zu erzählen. Der sagte darauf: ‚Ich will euch ein Märchen erzählen, aber unter dem Beding, daß keiner darüber weggeht. Der Saal muß verschlossen werden und ich den Schlüssel bekommen; wer also pissen will, der gehe jetzt.' Als das der König hörte, kam ihm der Verdacht, daß dies sein Sohn sein möge; er tat ihm also den Willen. Darauf begann der Küchenjunge sein Märchen: ‚Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und einen Goldäpfelbaum.' Und erzählte nun alles, was ihm begegnet war. Wie aber der König das hörte, da kamen ihm die Tränen in die Augen, und er sprach: ‚Erzähle, mein Söhnchen, erzähle, denn diese Geschichte ist meiner eigenen sehr ähnlich.' Doch als er in dem Märchen an die Stelle kam, wo die beiden älteren Königssöhne übel wegkommen, da rief der älteste: ‚Mich pissert, macht die Tür auf!' Und auch der

zweite schrie, daß man die Tür öffnen solle. Der Küchenjunge aber sagte: ,Bevor nicht das Märchen aus ist, darf auch keiner zur Tür hinaus, und wenn ihr nicht glaubt, daß es wahr ist, so werdet ihr doch mir selber glauben, denn ich bin selbst dein Sohn.' Und dabei riß er sich das Schafsfell vom Kopfe und beugte sich vor seinem Vater und küßte ihm die Hand, und da schloß ihn dieser in die Arme und küßte und herzte ihn. Am andern Morgen aber schickte er seine beiden älteren Söhne in die Verbannung und verheiratete den jüngsten mit der Jungfrau.» — Crescentia-ähnliche Dulderinnen lassen, zur Königin erhöht, die Missetäter ihre Sünden erzählen, um sie dann zu begnadigen oder gar ihnen Heilung von Krankheit zu verschaffen. Eine Verstoßene erzählt, während der Königssohn hinter der Türe steht und zuhört, ihre Geschichte dem «Mordmesser» und dem «Wetzstein der Geduld». Eine geraubte Prinzessin singt dem König ihre ganze Geschichte zur Laute vor — der König aber läßt sich zur Sicherheit «dasselbe noch einmal ohne Musik hersagen». Ein anderer König, der herausbringen will, wer in seiner Schatzkammer die 40 Räuber erschlagen hat, ohne selber etwas zu stehlen, läßt eigens dazu «ein großes Wirtshaus bauen, in welchem alle Reisenden unentgeltlich bewirtet werden sollten, dafür aber erzählen müßten, was sie in ihrem Leben Gutes und Böses verübt hätten». Und wirklich findet sich der Jüngling ein und erzählt; seine Geschichte ist hier bloßes Erkennungszeichen, sie nimmt fast Dingcharakter an: wie anderwärts die Helden sich durch einen Ring, ein Tüchlein oder durch die Drachenzunge legitimieren, so er durch die Erzählung.

Die «Erzählung in der Erzählung», die Geschichte im Rahmen ist ein fest umrissenes, eben ein gerahmtes Glied des Märchens, es ist auf anderer Ebene eine genaue Entsprechung zu der gerahmten Figur, der Prinzessin im innersten Schloßgemach, dem Mädchen im Kasten, den man in den Rauchfang hängt. Auch außergriechische Märchen kennen ja solche Geschichten in der Geschichte, und wenn sie beim Griechen besonders beliebt sind, so formt er damit nur einen Zug, der im Märchen selber liegt, besonders kräftig aus. So liegt denn der Reiz der griechischen Volksmärchen nicht nur in der lokalen Tönung, sondern vor allem auch in der besonders liebevollen Ausprägung bestimmter Stilzüge des Märchens. Das Märchen gibt dem einzelnen Volke die Möglichkeit, seine besondere Eigenart zu entfalten, und das Märchen selber erfüllt sich in der Mannigfaltigkeit der völkischen Gestaltungen. Wie bei jedem Volke aber, so stehen auch beim griechischen neben erzählerisch vollendeten Höchstformen die Verfallformen, und auf Schritt und Tritt ist spürbar, daß die reine Stilform nur in der Hand wirklicher Erzählbegabungen, eigentlicher «Märchenpfleger» gedeiht und zur Blüte kommt.

Ausgaben griechischer Volksmärchen in deutscher Übersetzung:

J. G. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen, 2 Bände, Leipzig 1864. Neuausgabe München / Berlin 1918. (Die meisten Beispiele unseres Aufsatzes sind dieser repräsentativen Sammlung entnommen.)

Bernhard Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder, Leipzig 1877. (Schmidt geht vor allem den Spuren antiker Erzählungen in neugriechischen Volksmärchen nach. Er zitiert viele Wendungen im griechischen Urtext.)

P. Kretschmer, Neugriechische Märchen, Jena 1917 (in «Die Märchen der Weltliteratur»).

Irene Neumann-Mavrogordato, Es war einmal. Neugriechische Volksmärchen. Istanbul 1942.

Neues von der Denkmalpflege in Griechenland

Bei jedem Besuch Griechenlands wird man sich aufs neue bewußt, wie sehr diese Heimat unserer klassischen Kultur auch die bedeutendste internationale Forschungsstätte der Archäologie geblieben ist. Wer, wie der Herausgeber von «Atlantis», vor 22 Jahren seine erste Hellas-Reise machte, konnte damals den Eindruck erhalten, die Fülle jener Denkmäler, von deren Erhaltung noch ein Winckelmann nichts wußte, sei nun ausgegraben, erforscht und was davon beweglich ist, in den Museen geborgen. Aber jedes Wiedersehen mit den Stätten der alten Griechen beschert uns neue Überraschungen, die aus dem scheinbar unerschöpflichen Boden oder auch vom Grunde des Meeres kommen.

Der Zweite Weltkrieg

hatte freilich mit dem italienischen Überfall, der deutschen Besetzung, dem anschließenden Bürgerkrieg und dem allgemeinen Elend einen radikalen Unterbruch des friedlichen Wettstreits unter den Gelehrten zur Folge. Die unersetzlichen Museumsschätze waren angesichts der Gefahr schleunigst wieder unter den bergenden Boden gebracht worden, und nach der Wiederkehr geordneter Verhältnisse vermochte der schwer heimgesuchte Staat nur sehr langsam auch seinen Denkmaldienst wieder aufzubauen. Man begnügt sich dabei freilich nicht damit, die Plastiken und Vasen einfach am alten Ort aufzustellen, sondern in behutsamer Systematik werden die Museen neu eingerichtet.

Das Nationalmuseum in Athen,

das von allen Museen der Welt die bei weitem größte und bedeutendste Sammlung griechischer Originale aus der archaischen und der klassischen Zeit besitzt, befindet sich auch heute noch im Umbau. In einem Seitenflügel ist eine Reihe besonders schöner Werke, namentlich Plastiken und einige wenige Vasen, provisorisch zur Schau gestellt. Auch diese Auswahl bietet heute schon wieder die großartigste Schau antiker Kunst, besonders seitdem im vergangenen Jahr zwei neue Säle außer den bisher zugänglichen eröffnet wurden. Für das noch Fehlende entschädigt der Anblick von bisher Unbekanntem. Mancher Besucher wird hier zum erstenmal die in der Zwischenkriegszeit vom Meeresgrund geborgenen herrlichen Bronzefiguren eines reitenden Knaben und des mächtigen angeblichen Poseidon erblicken; vor allem aber werden ihn einige Plastiken interessieren, die bisher überhaupt noch nirgends veröffentlicht werden konnten: Der große Kuros aus der Zeit um 500 v. Chr., der 1944 in Attika gefunden wurde, darf in diesem «Atlantis»-Heft dank dem Entgegenkommen des Museumsdirektors Prof. Karusos zum erstenmal abgebildet werden. Neu ist auch der hier gebotene Anblick des «Epheben

Seite gegenüber: Der Ephebe von Antikythera, Bronze, 340 v. Chr., in der neuen Zusammensetzung im Nationalmuseum Athen.



Blick vom Ostende des Akropolishügels nach West-Nord-West auf das freigelegte Feld der Agora, das vom Theseion (Hephaisteion) dominiert wird.

Die Agora von Athen ist nicht die einzige Stätte der Antike, wo griechische Steinmetzen im Auftrag der Archäologen an der Ergänzung erhaltener Architekturfragmente arbeiten. Diese Aufnahme wurde beim Aphaia-Tempel auf Ägina gemacht.



Zu den in der Agora gefundenen Zeugnissen des öffentlichen Lebens im alten Athen gehören auch die «Ostraka» oder Tonscherben, mit denen die Athener des 5. Jh. v. Chr. das «Scherbengericht» über jene Mitbürger ausübten, die sie verdächtigten, nach der Tyrannei zu streben. So sehen wir hier unter andern die Namen von Aristides, Themistokles, Kimon und Perikles.

von Antikythera», einer Bronzefigur, deren bereits früher bekannte Bestandteile erst in der kürzlich abgeschlossenen Rekonstruktion wieder zur ursprünglichen Gesamtwirkung gelangen. Unter den bereits ausgestellten, aber noch nicht zur Veröffentlichung freigegebenen Stücken ist eine große Reliefdarstellung eines Pferdes mit einem Begleiter von negroidem Typ besonders eindrucksvoll. Es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis Umbau und Neueinrichtung des Nationalmuseums durchgeführt sind.

Das Akropolis-Museum,

das mit den auf der Athener Akropolis gefundenen Kunstwerken die Blütezeit der attischen Bildhauerei in konzentriertester Form zeigt, ist ganz umgebaut worden. Die Arbeiten sind nun so weit fortgeschritten, daß die meisten Räume in diesem Frühjahr zugänglich sein dürften. Bisher waren nur einige wenige Glanzstücke unter die provisorisch ausgestellten Schätze des Nationalmuseums gemischt.

Die Ausgrabungstätigkeit

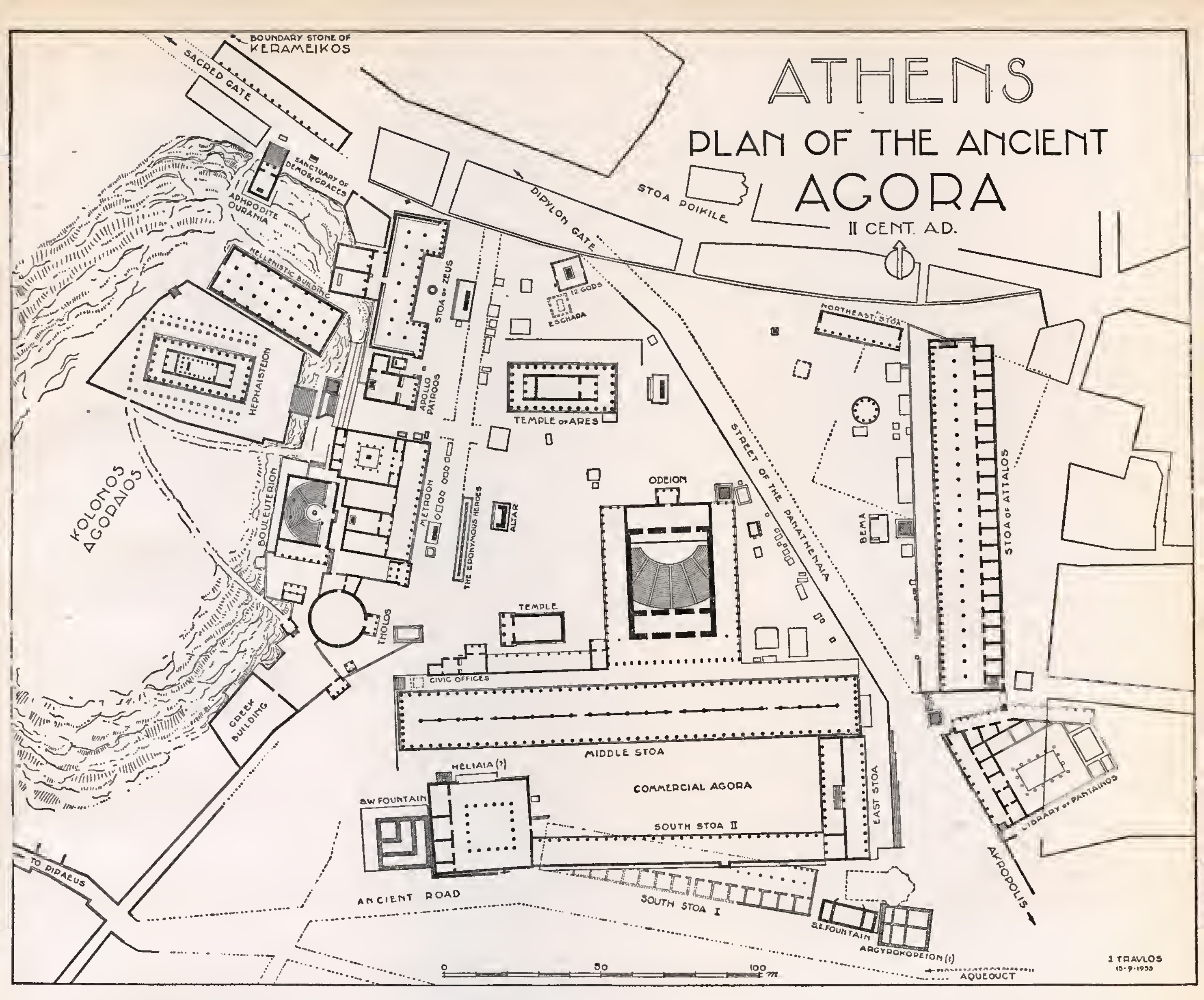
der Archäologen ist in verschiedenen Gegenden Griechenlands wieder in vollem Gange. Neben den Griechen, Engländern, Franzosen und Amerikanern, die mit griechischen Forschern zusammen unter der Kontrolle des hellenischen Erziehungsministeriums arbeiten, nehmen auch die *Deutschen* heute wieder ihren traditionellen ehrenvollen Platz ein. Das Deutsche Archäologische Institut an der Phidiasstraße 1 konnte mit seinen klassizistisch ehrwürdigen Räumen und der reichen Fachbibliothek vor etwa zwei Jahren in völlig unversehrtem Zustand von Gelehrten der Bundesrepublik in Obhut genommen werden. Der Direktor, Prof. Emil Kunze, leitet Ausgrabungen



Ein besonders feines kleines Kunstwerk im neuen Agora-Museum ist die etwa 24 cm hohe Ölflasche in Form eines Athleten, der sich das Haar bindet, um 550–530 v. Chr.

Zwei Meisterwerke der Vasenmalerei aus dem reichen neuesten Fund an Tongeschirr in einem Brunnenschaft der Agora: *Oben* Kylix mit der Inschrift «Gorgos epoisen» (Gorgos machte es), die erste vorgefundene signierte Arbeit dieses Meisters, etwas vor 500 v. Chr.; die hinreißend schöne Zeichnung im Innern der Schale zeigt einen Jungen mit Hase und Knotenstab.
Unten Kylix, rotfigurig im Stil des Epiktetos. Die graziöse Darstellung zeigt ein Mädchen, das gerade seine weichen Lederschuhe abgenommen hat, um in eine niedrige Badeschüssel zu steigen. Wie andere Bilder desselben Modells von dem gleichen Maler trägt auch dieses die Inschrift «Hipparchos ist hübsch».





Der Markt- und Versammlungsplatz des alten Athen mit den Bauten, wie sie im 2. Jh. n. Chr. standen und in ihren Grundrissen seit der Beseitigung eines modernen Häuserviertels von der amerikanischen School of Classical Studies freigelegt worden sind. Rechts die Stoa des Attalos, die gegenwärtig rekonstruiert wird, um das Museum mit den in der Agora gefundenen Gegenständen aufzunehmen.

in Olympia, das seit der denkwürdigen Tätigkeit von Ernst Curtius zur Domäne der deutschen Archäologie gehört und wo er selbst bereits 1937 mit Erfolg tätig war. Prof. Ernst Buschor aus München seinerseits, der in den zwanziger Jahren dem Athener Institut vorgestanden hatte, führt erneut Ausgrabungen auf der Insel Samos durch.

Die Arbeit der Archäologen ist gegenüber früher bedeutend differenzierter geworden; der Fortschritt liegt auch hier ganz ähnlich wie bei den Naturwissenschaften in einer sowohl technischen wie geistigen Verfeinerung der Methoden. Es sind kaum mehr so sensationelle Funde zu erwarten wie etwa die Giebelfiguren des Zeustempels, die Curtius seinerzeit aus dem Boden der Altis von Olympia zog; aber man beschränkt sich heute auch nicht darauf, nur nach den Denkmälern einer bestimmten Glanzepoche zu suchen. Jede der vielen Schichten, die sich im Lauf der Jahrtausende übereinander lagerten, birgt ihre eigenen Geheimnisse, und jede wird von dem modernen Forscher mit der gleichen Gewissenhaftigkeit untersucht. Dadurch sind aber auch die Funde selbst, wenn nicht spektakulärer, so doch mannigfaltiger und historisch aufschlußreicher geworden.

Die moderne Methode hat sich besonders glänzend bewährt bei der

Ausgrabung der Agora von Athen

durch die *American School of Classical Studies.* Bereits die Griechische Archäologische Gesellschaft hat seit 1859 auf dem Gebiet des einstigen Marktplatzes, wo sich in der Antike das öffentliche Leben Athens konzentrierte, Grabungen durchgeführt, und 1896–97 war hier das Deutsche Archäologische Institut tätig. Aber erst die mit gewaltigen Kosten verbundene Niederreißung eines Stadtquartiers hat die Freilegung der ganzen Agora ermöglicht, und künftig darf man die im Ausbau begriffene neue Anlage am Nordfuß des Akropolishügels zu den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten von Athen zählen.

Die in den dreißiger Jahren von den Amerikanern durchgeführten Arbeiten mußten 1940 abgebrochen werden; sie sind aber seit 1946 wieder in vollem Gang; an die Stelle des inzwischen verstorbenen Prof. Lesly Shear trat als neuer Leiter Prof. Homer A. Thompson. Das amerikanische Institut veröffentlicht seine Forschungsergebnisse regelmäßig in der Zeitschrift «Hesperia»; in größeren Abständen folgen Buch-

publikationen über einzelne Gruppen von Fundgegenständen (so liegt zum Beispiel bereits ein Tafelwerk über Porträtplastik aus römischer Zeit vor). Die Ausgrabungstätigkeit ist heute im wesentlichen abgeschlossen. Bald wird das Ruinenfeld, das dem dorischen Tempelbau des Theseion (das eigentlich ein Hephaistos-Heiligtum ist) seine beherrschende Lage im Westen zurückgegeben hat, gärtnerisch verschönt sein, und die im Wiederaufbau befindliche Stoa des Attalos an der Ostseite der Agora wird die Fülle der gefundenen Gegenstände bergen. Eine Auswahl der bedeutenderen Stücke ist bereits heute in dem provisorischen Museum am Sitz der Ausgrabungsleitung zu sehen. Sie spiegeln eine Geschichte von etwa fünf Jahrtausenden; denn seit der Blüte der kretisch-mykenischen Kultur war das Gebiet der Agora ständig von einem hochzivilisierten Volk bewohnt. In einem Grab aus mykenischer Zeit fand sich ein kunstvoller Goldschmuck. Aus den vielen geborgenen Tongefäßen lesen wir die Entwicklung vom geometrischen über den archaischen bis zum klassischen Stil lückenlos ab. Wir sehen die wirklichen Scherben, die beim «Scherbengericht» verwendet wurden, und wir haben vor uns die eigentümlich geformten kleinen runden Bronzegegenstände, die bei der Abstimmung zur Zeit des Äschylos über Tod oder Freispruch entschieden. Die römische Epoche ist vor allem durch den Reichtum an Plastiken vertreten, die in der letzten Glanzzeit der Agora zum Schmuck der öffentlichen Gebäude dienten. Von der byzantinischen Kunst und Religion endlich, die auch die türkische Besetzung überdauerte, zeugt die kleine Kirche der Heiligen Apostel, die jetzt ihres störenden Anbaus aus dem 19. Jahrhundert wieder entkleidet ist.

Besonderer Dank gebührt den amerikanischen Archäologen und den zuständigen griechischen Beamten für die ungewohnt liberale Haltung gegenüber der berechtigten Neugier der Altertumsfreunde: Sie lassen uns nicht Jahre und Jahrzehnte lang auf die Enthüllung ihrer Geheimnisse warten. Mit dem Jahresbericht stehen auch schon die Photos der neuen Funde zur Verfügung, die Kunstwerke selbst werden uns nicht bis zur Fertigstellung des neuen Museums vorenthalten, und zwischen den Ruinen darf man sich bereits frei bewegen, wobei Pläne und Tafeln mit griechischer und englischer Aufschrift die Orientierung in vorbildlicher Weise erleichtern.

Wir freuen uns, nachstehend den «Atlantis»-Lesern den Bericht des Leiters der Ausgrabungen über die letzte Arbeitsperiode vermitteln zu dürfen. *M. H.*

DIE ANTIKE AGORA VON ATHEN

Bericht über die Tätigkeit der American School of Classical Studies im Jahre 1954

Von Prof. HOMER A. THOMPSON, Leiter der Ausgrabungen

Hinter uns liegt ein besonders arbeitsreiches Jahr. Die Ausgrabungen, die die American School of Classical Studies 1931 auf großer Basis in Angriff genommen hatte, waren zwar schon 1953 zu Ende geführt worden, aber seither wurden noch einige ergänzende Grabungen durchgeführt in Verbindung mit den vereinzelten Gebäuden am Südost- und Südwestende des Marktplatzes. Die Wiederherstellung der Stoa von Attalos, die als ein lokales Museum dienen soll, ist schon ziemlich weit fortgeschritten, und man hat mit der Arbeit an der Kirche der Heiligen Apostel, die wieder ihr ursprüngliches Aussehen erlangen soll, begonnen.

Für viele Athener war zweifellos der interessanteste Teil dieser Arbeiten derjenige, der die *Heilige-Apostel-Kirche* betraf. Die kleine Pfarrkirche steht in der Nähe des Südendes der Stoa von Attalos, hoch über der Südostecke der antiken Agora. Bevor man mit den Ausgrabungen an der Agora begonnen hatte, war das von modernen Häusern umdrängte Gebäude kaum sichtbar gewesen. Erst als man die Häuser entfernt hatte, kam die Kirche zur Geltung, und man erkannte nun auch, daß der ursprüngliche östliche Teil des Gebäudes, der aus dem 11. Jahrhundert stammt, ganz im Schatten eines großen westlichen Anbaus aus dem späten 19. Jahrhundert stand. Im Einverständnis mit der Abteilung für Wiederaufbau vom griechischen Erziehungsministerium beschloß man, diese moderne Ergänzung zu entfernen und der Kirche ihre ursprüngliche Form wieder zurückzugeben. Die Arbeit wird von der American School unter Aufsicht der Abteilung für Wiederaufbau und mit Hilfe einer finanziellen Spende der Samuel H. Kress-Stiftung von New York City durchgeführt.

Nachdem man alle Teile aus dem 19. Jahrhundert entfernt hatte, grub man das gesamte Innere aus, legte den ursprünglichen Plan fest und arbeitete die Geschichte des Gebäudes aus. Ursprünglich hatte die Kirche die Form eines griechischen Kreuzes mit einer zentralen Kuppel, von vier Säulen getragen und mit je einer Apsis auf allen vier Seiten. Auf der Westseite erstreckte sich ein rechteckiger Narthex, der bestimmt schon im Originalplan vorgesehen war, und verbarg den größten Teil der westlichen Apsis. Diese interessante Verbindung der vierten Apsis mit einem Narthex scheint einzigartig und ohne genaues Gegenstück zu sein.

In byzantinischer und türkischer Zeit wurde eine Reihe großer Familiengräber unter dem Boden der Kirche ausgehöhlt, doch fanden wir keine Bestätigung der lokalen Legenden, nach denen die Kirche eine Krypta hatte oder als Baptisterium diente.

Während des Unabhängigkeitskrieges, wahrscheinlich 1825, erlitt die Kirche schweren Schaden, sicherlich durch Kanonenfeuer. Danach wurde die Westapsis entfernt, so daß das gesamte Innere für den Gottesdienst benutzt werden konnte. Das Gebäude wurde 1876–82 noch ein zweites Mal gegen Westen erweitert; gleichzeitig erhielt es auch einen Glockenturm.

Nach der Entfernung des neueren Stucco im Inneren der Kirche kamen beträchtliche Überreste von Wandgemälden aus dem 17. oder 18. Jahrhundert zum Vorschein. Auch wurde die Aufmerksamkeit auf die Säulen gelenkt, von denen mindestens eine ersetzt werden muß.

Wir hoffen, daß die Wiederherstellung des Baues bald soweit fortgeschritten ist, daß die Kirche der heiligen Apostel wieder ihren Platz als eine der schönsten und interessantesten byzantinischen Kirchen Athens einnehmen wird.

Die Mauern des Gotteshauses erheben sich auf dem Fundament eines großen Brunnens mit einem halbkreisförmigen Wasserbecken von der Art, die man *Nymphäum* nennt. Solche Brunnen waren besonders beliebt im 2. Jahrhundert n. Chr., und das bekannteste Beispiel in Griechenland ist die Exhedra des Herodes Atticus in Olympia. Nur einige wenige Bruchstücke reich behauenen Marmors sind von der äußeren Struktur übrig geblieben. Genau wie andere Gebilde dieser Art war zweifellos auch das Nymphäum mit Skulpturen geschmückt;

Seite gegenüber: Nike, Marmor, die jetzt im Hof des provisorischen Agora-Museums aufgestellt ist, wohl die bedeutendste Großplastik unter den Agora-Funden.



Oben: Blick über die Agora gegen das Theseion (Hephaistion); links die Front des Odeions.





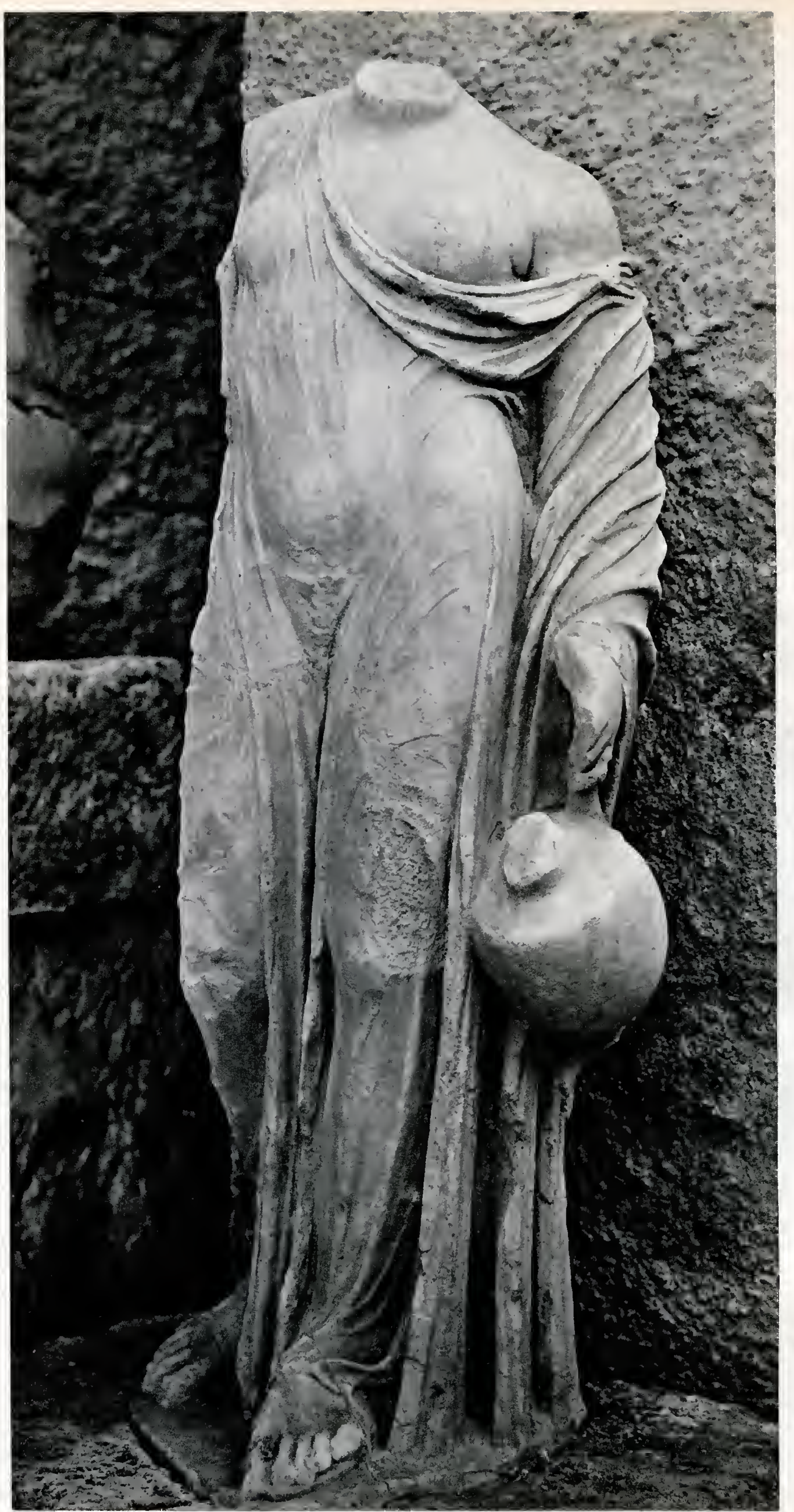
Links: Der im Agora-Museum aufgestellte Torso der Athene gehörte zur Hesperiden-Gruppe am Ostgiebel des Theseions (450–440 v. Chr.).

Rechts: Der Torso einer Statue des Kaisers Hadrian, der zu den eifrigsten Bauherren von Athen gehörte.

Kopf eines Tritonen. Von einer der Kolossalfiguren an der Fassade des Odeions (siehe Bild links). Kopie des 2. Jahrhunderts n. Chr. nach dem Kopf des Poseidon vom Westgiebel des Parthenons.



Unten: Die Kirche der Heiligen Apostel von Nordosten nach der Entfernung des westlichen Vorbaus aus dem 19. Jahrhundert. Im Vordergrund die Bibliothek des Pantainos, rechts hinten das Haus der Ausgrabungsleitung, links hinten steigt der Hügel zur Akropolis auf.



Figur einer jungen Athenerin am Brunnen. Marmorkopie aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. nach einem frühern Original. An einer Brunnenanlage der Agora gefunden und jetzt im provisorischen Museum aufgestellt.

dazu gehört wahrscheinlich die Statue eines Mädchens mit einem Wasserkrug in der Hand, die 1952 in unmittelbarer Nähe des Gebäudes gefunden wurde. Das Wasser wurde dem Brunnen mittels eines Kanals zugeführt und wahrscheinlich vom Aquädukt des Hadrian gespeist. Die Lage des Nymphäums muß sicherlich eine der wirkungsvollsten der ganzen Agora gewesen sein, denn jedermann, der den Panathenäischen Weg hinaufstieg, genoß eine ungehinderte Aussicht auf die konkave Fassade des Brunnens.

So wie die Kirche der Heiligen Apostel auf den Ruinen des Nymphäums aufgebaut war, stand auch dieses seinerseits auf den Überresten eines noch älteren Gebäudes, nämlich der Münzstätte oder des *Argyrokopeion* aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. Der südliche Teil dieses Gebäudes wurde schon 1952 freigelegt. Die diesjährige Arbeit zeigte, daß es viel größer ist, als man ursprünglich annahm, ungefähr 23,5 × 27 Meter; sein nördlicher Teil wurde jedoch Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. entfernt, um Platz für das Nymphäum zu machen.

Ein Teil unserer Bemühungen richtete sich im vergangenen Jahr auf die Erforschung einer anderen großen hydraulischen Einrichtung: ein *Brunnenhaus* aus dem späten 5. Jahrhundert v. Chr., das am Südwestende der Agora stand. Seine Anlage ist ungewöhnlich und besteht aus einem zweifachen V, dessen Winkel sich tief in den unteren Abhang des Areopags eingräbt. Die gegen den Hügel gerichtete Hälfte enthielt ein Wasserbecken, das durch einen Aquädukt von Osten her versorgt wurde. Die andere Hälfte war eine Vorhalle, durch die man das Gebäude betrat; hier holte man sich Wasser an einem Steingeländer, das die zwei V teilte. An einem der Geländerstücke, das man in der Umgebung fand, kann man noch die tiefen Aushöhlungen in dem harten Kalkstein sehen, die die Wasserkrüge mancher Generationen junger Athenerinnen hinterließen.

Auch das Gebiet zwischen dem südwestlichen Brunnenhaus und dem Tholos wurde dieses Jahr erforscht. Vom 6. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. scheint es hauptsächlich mit Häusern bebaut gewesen zu sein, die wahrscheinlich als private Läden, vielleicht in Verbindung mit Wohnquartieren, dienten. Eines dieser Gebäude war teilweise schon 1953 aufgedeckt worden. Die gefundenen großen Mengen eiserner Schuhnägel legten den Gedanken nahe, daß es sich um einen Schuhmacherladen handelte; diese Annahme wird vielleicht noch verstärkt durch eine Reihe von Becken in den neu erforschten Teilen des Gebäudes, von denen einige mit Stein und andere mit Stuck eingefaßt sind; sie dienten möglicherweise zum Gerben von Leder. Und als man am gleichen Ort einen Trinkbecher, auf dem der Name *Simon* eingeritzt war, fand, schlugen einige Leute vor, daß es sich um Simon den Schuhmacher handeln könnte, in dessen Laden Sokrates ein häufiger Gast gewesen sein soll.

Im Juni 1953 begann man mit der Wiederherstellung der *Stoa*, die Attalos II. von Pergamon (159–138 v. Chr.) errichtet hatte und die während vier Jahrhunderten die Ostseite des Marktplatzes abschloß. Während des letzten Jahres mußte zunächst vor allem eine hinreichende Entwässerung rund um das Gebäude gesichert werden. Die ursprünglichen Fundamente erhielten eine Betonunterlage. Die hintere Mauer des Gebäudes hat nun ungefähr die Hälfte seiner früheren Höhe erreicht, und die Terrassenmauer ist beinahe beendet. Die Betonblöcke, die sowohl als Decke für die Vorratskammern im Keller, als auch als Boden des Hauptstockwerkes dienen, sind schon gegossen worden.

Einer der Klötze in dem Graben, der sich vor der Stoa des Attalos befand, stand schief, so daß man ihn im Lauf der Wiederherstellung zurechtrücken mußte. Als man ihn aufhob, fand man als Ursache seiner veränderten Lage einen alten Brunnen von 10 Meter Tiefe, dessen Geschichte man aus dem darin gefundenen Schutt ablesen kann. Nach einer beschränkten Gebrauchszeit als Brunnen hatte man den Schaft als Abfallplatz für zerbrochenes Geschirr benutzt, von dem etwa 300 Gallonen ans Tageslicht gefördert wurden. Die Masse von Geschirr und die Tatsache, daß sich darunter mehr als 200 Lekythoi oder Ölflaschen befanden, viel mehr als man in einem gewöhnlichen Haushalt gebrauchen könnte, sprechen dafür, daß das Material aus einem Geschirrladen am Rande des Platzes stammt. Da die große Mehrzahl der Vasen aus den letzten Jahren des 6. Jahrhunderts v. Chr. datiert und sich nichts darunter befindet, was später als 480 v. Chr. entstanden sein könnte, liegt die Annahme nahe, daß der Laden der persischen Plünderung von 480–79 v. Chr. zum Opfer gefallen ist.

Unter diesen vielen Vasen des späten schwarzfigurigen und frühen rotfigurigen Stils sind erwähnenswert vor allem die Lekythoi des Künstlers, der als der *Gela-Maler* bekannt ist, da so viele der von ihm bemalten Vasen von Athen nach Sizilien exportiert und dort in Gräbern bei Gela gefunden worden sind. Einige seiner Ölflaschen aus unserem Laden sind groß und schön, andere klein und zweifellos billig, aber in beiden Fällen zeigen sie häufig Szenen aus dem damaligen Alltag, so zum Beispiel einen jungen Mann, der auf einem Karren eine Reise unternimmt, oder einen Jüngling, der gerade seine Hydria an einem kleinen Brunnen gefüllt hat und nun nach Hause eilt.

Diese oft so reizvollen Bilder zeigen indessen deutlich, daß es mit dem Stil der schwarzen Figuren zu Ende ging, während gleichzeitig die neuere Technik der roten Figuren die Vollendung ihrer frühen Periode erreicht hatte. Unter den Gefäßen, die aus dem gleichen Schaft geborgen werden konnten, stammen drei von *Epiktetos*, mehrere von dem *Charias-Maler* und weitere von anderen Künstlern der Zeit um 510–500 v. Chr. Das schönste ist von einem Töpfer signiert, dessen Name bis jetzt noch nie aufgetaucht ist: er schreibt «Gorgos machte es». Die Innenseite dieser Schale zeigt einen Jüngling, gebückt zum Start bereit, in der einen Hand seinen Stab, in der andern einen Hasen bei den Ohren haltend. Wir können ihn ruhig Kalos nennen, denn er stellt sicherlich den idealen jungen Athener seiner Zeit dar. Die Szenen auf der Außenseite sind ganz anders und selbst untereinander verschieden; die eine stellt eine unterhaltsame Gruppe mit Dionysos und seinen Jüngern dar, die andere einen dramatischen Moment aus einem Epos, nämlich den letzten Augenblick des Zweikampfes zwischen Achilles und Memnon; hier scheint die monumentale Figur des Achilles das heldische Ideal zu symbolisieren, genau wie der Jüngling im Inneren den jungen Mann darstellt, so wie ihn der Maler täglich auf der Agora, in der Palestra oder durch den Kerameikos schlendernd vor Augen hatte.

Die landschaftliche Gestaltung der Agora, die in dem Gesetz für diese Ausgrabungen als ein integraler Teil des ganzen Unternehmens erwähnt wird, wurde offiziell am 4. Januar 1954 von König Paul und Königin Frederika begonnen. Seither ist dieser Plan sowohl in Griechenland als auch in den Vereinigten Staaten auf großes Interesse gestoßen, denn er bietet eine einzigartige Gelegenheit, einen Platz, der sich schon durch seine historische Bedeutung und seine großartige Umgebung auszeichnet, zu einer schönen Anlage zu machen. Organisationen und Einzelpersonen in beiden Ländern haben schon zu den Kosten der Bodengestaltung beigetragen, so daß man schon in diesem Herbst mit der eigentlichen Bepflanzung beginnen kann.

ARISTODIKOS

Zu der archaischen Statue eines Jünglings im Nationalmuseum Athen

Von Chr. Karusos

Archaische Kunst braucht in unseren Tagen nicht verteidigt oder gerechtfertigt zu werden. Da außerdem die archaischen Werke, auf die Qualität hin betrachtet, verhältnismäßig selten unbedeutend oder schlecht sind, darf eine archaische griechische Statue fast immer mit dem warmen Interesse bzw. der Begeisterung der Heutigen rechnen, auch derjenigen, die an der Kunst nicht historisch interessiert sind. Ein anderes und schwierigeres Anliegen ist es jedoch, dem archaischen Werk *gerecht* zu werden, das heißt, es so zu betrachten und zu erfühlen, wie es betrachtet zu werden verlangt: man hat schon mit Recht bemerkt, daß «unbefangen» in den meisten Fällen gleichbedeutend ist mit «in unseren heutigen Vorstellungen befangen». Zu einer solchen «Gerechtigkeit», die zugleich dem Betrachter zugutekommt, sind einige erklärende Begleitworte notwendig.

Die Statue des Aristodikos wurde 1944 in der attischen Mesogeia (in der Nähe von Anavyssos) gefunden. Sie ist das Werk eines attischen Künstlers, geschaffen um 500 v.Chr. — in den ersten Jahren der athenischen Demokratie, etwa 10 Jahre vor der Marathonschlacht — für das Grab eines Jünglings aus adligem Geschlecht.

Nur ein adliges Haus konnte auf das Grab seines jungen Sohnes ein wirkliches Denkmal setzen, und zwar das schönste dieser Art: eine Statue. Nicht jeder Bürger konnte die Kosten dafür tragen; vor allem aber hatte nicht jeder Bürger in der Gemeinde die soziale und ethische Autorität, ein solches Grabdenkmal zu errichten. Auch der Name des Verstorbenen erklärt unzweideutig, daß er einem aristokratischen Geschlechte angehört: er beginnt mit «aristos». Aber es ist vielleicht kein Zufall, daß er mit «Dike» endigt, das ist «Gerechtigkeit», nach der in jenen Jahren erneut und heiß verlangt wurde — von den Bürgern ebenso wie von den Adelsgeschlechtern: «das Schönste ist das Gerechteste...» sagte in Megara der Dichter Theognis und in Delos der Tempel der Leto, der Mutter Apollons.

Die Statue des Aristodikos ist eine Grabstatue. Das zeigen die Fundumstände. Aber auch der Genitiv seines Namens auf der Basis genügt eigentlich: «des Aristodikos» – wir ergänzen, wie es nahe liegt, «Grabmal». Aber nicht nur dies dürfen wir aus der Inschrift entnehmen. Es wäre für einen Griechen, der den Genitiv des Namens unter der Statue sähe, seltsam, diesen ausschließlich auf den dahingegangenen, in der Erde begrabenen Jüngling zu beziehen; er hätte sich zugleich gesagt: «Die Statue über diesem Namen ist das Bild dieses Jünglings.» Wem das nicht einleuchtet, dem mögen Epigramme, die dem Aristodikos zeitlich nicht fern liegen, zu Hilfe kommen: «des Kleoitas, des dahingegangenen Sohnes des Menesaichmos, so du das Grabmal erblickst – wehklage, daß er, der so schön war, starb», so sagt ein Grabepigramm vom athenischen Kerameikos. Gerade um die Schönheit des oder der Verstorbenen sich lebendig zu vergegenwärtigen, setzte man sein Bild auf das Grab: «Wahrlich schön hat der Vater das Denkmal der verstorbenen Learete aufgesetzt, denn wir werden sie nicht mehr lebend sehen», erklärt ein anderes Epigramm aus Thasos.

Freilich, mit «Bild» oder «Bildnis» verstanden die archaischen Griechen etwas anderes als wir. Wenn wir ein archaisches «Bildnis» sehen, haben wir nicht das Gefühl, wir seien einmal dem Dargestellten auf der Straße begegnet; denn es fehlen diesem Bild jene individuellen, zufälligen und unwiederholbaren Züge, die wir bei einem Porträt als unentbehrlich empfinden. Aber diese Merkmale sind dem archaischen Griechen keine «Abgrenzung der Wesenheit» (um aristotelisch zu reden), welche wert wären, verewigt zu werden – es sei denn, er möchte eine Situation, einen Beruf oder ähnliches klar bezeichnen, wie manchmal in den Vasenerzählungen, auf manchen Reliefs und so weiter. Täte er das, so wäre das Denkmal, das heißt das Bild, nicht mehr «schön». Festzuhaltende Wesenheit war ihm der vollkommene blühende Körper, welcher bei den Überlebenden die Erinnerung an den Verstorbenen sofort wachrief und die Trauer im Herzen entfachte.

Viele fremde Künstler, aus Chios, aus Paros, aus der Peloponnesos und sonst, arbeiteten in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts in Athen für die Weihgeschenke auf der Akropolis und für Attika überhaupt. Doch das Haus des Aristodikos berief für seine Statue einen attischen Bildhauer; das zeigt der Vergleich mit anderen attischen und nichtattischen Werken deutlich. Und zwar scheint dieser Künstler, dessen Namen wir vorläufig nicht kennen, aus einer bedeutenden Werkstatt hervorgegangen zu sein: offenbar ist er bei der Werkstatt, welche den marmornen Giebelschmuck des peisistratischen Tempels der Athena Polias lieferte, in die Schule gegangen; denn dort liegt die Wurzel seiner eigenen plastischen Form. Ein Jugendwerk von ihm scheint die gute attische Kore der Akropolis Nr. 673 zu sein, etwa 15–20 Jahre vor dem Aristodikos geschaffen. Eine Fortsetzung der Kunst des Aristodikos haben wir vielleicht in der bedeutenden Kore, die Euthydikos auf der Akropolis zwischen der Schlacht von Marathon und der von Salamis (490–480 v. Chr.) weihte; doch ist bei dieser Kore schwieriger, ihre allgemein attische Physiognomie und die individuelle Eigenart auseinanderzuhalten, die sie ihrem Schöpfer verdankt; ist doch unsere Kenntnis der Kunst dieser Jahre zu lückenhaft.

Die Statue des Aristodikos muß, wie gesagt, in den ersten, den «Kleisthenischen» Jahren der athenischen Demokratie geschaffen worden sein; als sie aufgerichtet

wurde, waren vielleicht nicht ganz 10 Jahre seit Kleisthenes' weltgeschichtlicher Tat von 508 v. Chr. vergangen; und Aischylos, der spätere Marathonkämpfer, war (wie auch Leagros und Themistokles) noch ein Jüngling von 25 Jahren. In diese Jahre nämlich führt uns das sicherste chronologische Kriterium, die Darstellung der menschlichen Gestalt durch den Künstler. Freilich ist diese Darstellung keine von dem Künstler erzielte und erreichte getreue Naturwiedergabe, sondern, wie immer, eine Interpretation der Natur durch ihn und seine Zeit (hoffentlich brauchen wir heute, von der Kunst redend, nicht weiter auszuführen, daß «es sich nicht um eine mehr und eine minder vollkommene ,Wiedergabe' der Wirklichkeit handelt, sondern um eine verschiedene Interpretation des Objekts, wo die eine ebenso recht hat wie die andere»). Die Weise nun, wie der Künstler des Aristodikos die Gegebenheiten des menschlichen Körpers der Wirklichkeit entnimmt, wie er sie in eine Syntax einfügt, welche Funktion er jedem Element im Ganzen zuweist und wie er aus diesem Ganzen einen bestimmten Ausdruck zu gewinnen sucht, das ist die Weise der Jahre um 500 v. Chr.

Es ist die archaische Weise. Wenn die archaischen Griechen ein Kunstwerk loben wollen, so sagen sie von ihm, daß es «überaus schön» oder «schön» ist. Wollen sie einmal konkreter sein, so sagen sie nicht etwa, daß es ein getreues Abbild der Natur, sondern daß es «den Lebendigen ähnlich» ist: sie verlangen von den Werken der Kunst, daß sie beseelt und regungsfähig aussehen. Voraussetzung aber dieser Ähnlichkeit mit dem Lebendigen, und also elementare Bedingung der künstlerischen Form, ist für den archaischen Künstler, wie auch für den Beschauer, zunächst die *Integrität* oder *Vollständigkeit* der Gestalt; dann, unmißverständlich, die *Ordnung* ihrer Teile, die an sich schon «schön» ist (das griechische Wort Kosmos heißt sowohl Ordnung wie auch Schmuck); und endlich das, was das Beseelte von dem Unbeseelten katexochen unterscheidet, die *Bewegung* im weitesten Sinne. Keine dieser Voraussetzungen darf dem Werk fehlen, welches «den Lebendigen ähnlich» ist. Und doch liegt zwischen dem Bedürfnis nach Bewegung einerseits und dem Bedürfnis nach Integrität und Ordnung anderseits ein latenter Konflikt. Betrachten wir die Statue des Aristodikos genauer, so spüren wir, daß sie in einer Phase der archaischen Kunst entstanden ist, als dieser Konflikt klar ins Bewußtsein getreten war. Man empfand, daß man, um noch größere Beseeltheit und Bewegung zu erzielen, einen Teil der beiden anderen kostbaren Elemente, der Integrität und der Ordnung, opfern mußte. Dann wurden die Werke «zwar komplizierter, aber weniger schönlinig» (so sagt ein späterer Autor von einem analogen Fall in der Kunst des 5. Jahrhunderts). Der Aristodikos entstand kurz bevor dieses Opfer gewagt wurde, das den frühklassischen Stil («strengen Stil») mitheraufführte.

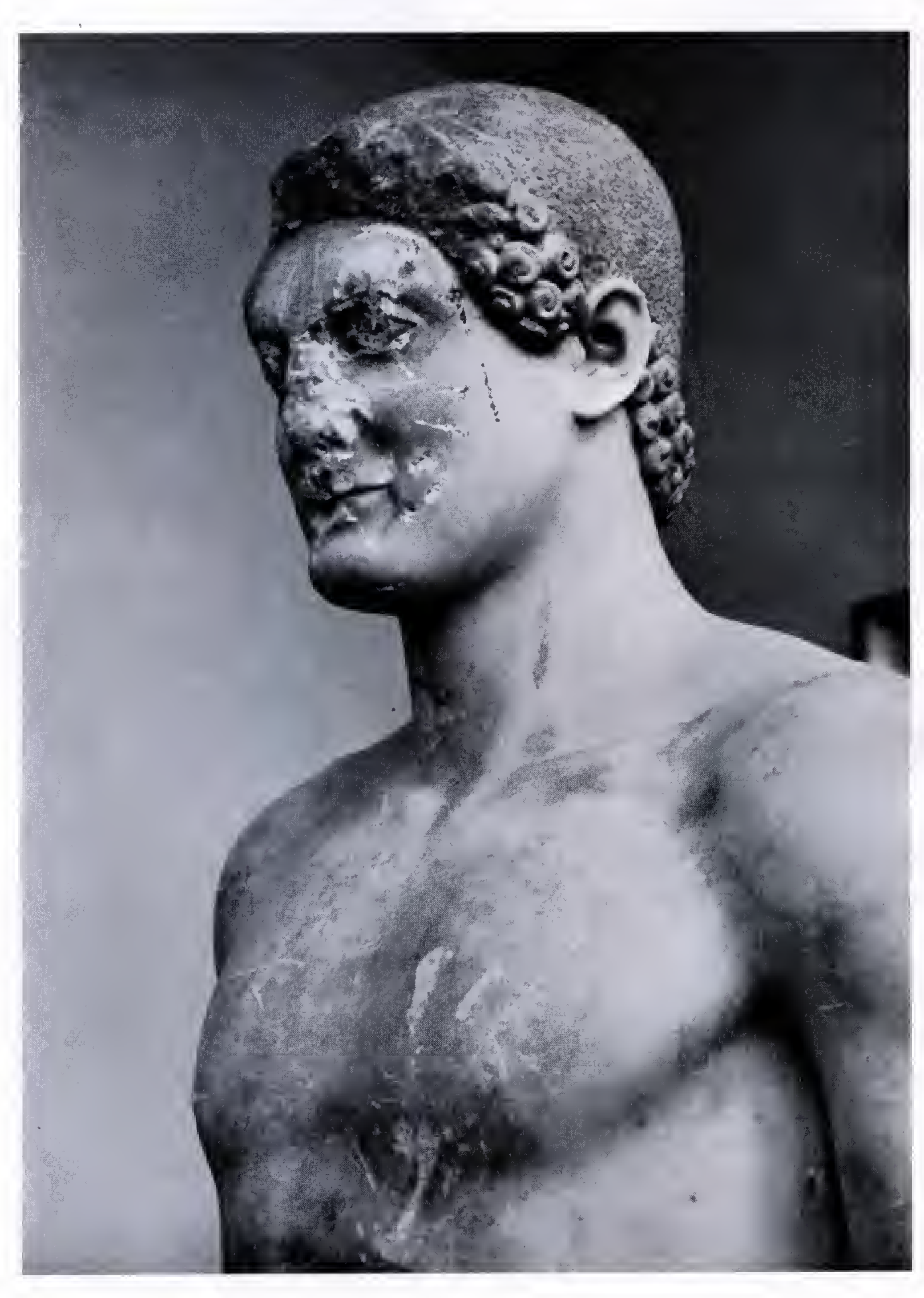
Selbstverständlich hatte die Verwirklichung dieses Opfers eine tiefgreifende Wandlung der gesamten gei-



Die Statue des jungen Aristodikos, gefunden 1944 beim Berg Olympos (Mesogeia) in Attika. Attisch, um 500.

stigen Konstitution zur Voraussetzung. Zeugen dieser Wandlung sind unter andern der Aufstieg der Tragödie und, nicht minder gewichtig, Heraklit: sein ist das Wort «unsichtbare Fügung ist stärker als sichtbare», ein Wort, das den Unterschied der Archaischen und der Klassischen Ordnung wie kein anderes bezeichnen kann. Zugleich und Hand in Hand damit wandelt sich der Ausdruck der menschlichen Physiognomie überhaupt und des Gesichtes im besonderen. Die gelockerte und konzentrierte Haltung, das verhaltene Lächeln und der gedämpfte Blick des Aristodikos unterscheiden ihn wesentlich von den Werken der vorherigen Jahrzehnte; sie haben den mehr passiven und mehr lyrischen Charakter der spätarchaischen Kunst, enthalten vielleicht sogar etwas wie «Abendstimmung»; auf jeden Fall zeugen sie von einer neuen Stufe im Bewußtwerden des Subjektes.

Wichtig ist aber, daß zwischen dem geistigen Gehalt, den wir aus dem Aristodikos mit Hilfe der archaischen Sprache herauslesen, und seiner pulsierenden, zugleich feinen und robusten, sensiblen und dichten plastischen Formung kein Abstand besteht; das ist es, was dem Aristodikos, über seine historische Bedeutung hinaus, auch seine Bedeutung als hervorragendes Kunstwerk, und damit als ungetrübtes Zeugnis menschlichen Seins, sichert.



Göran Schildt: IM KIELWASSER DES ODYSSEUS. Verlag Brockhaus, Wiesbaden.

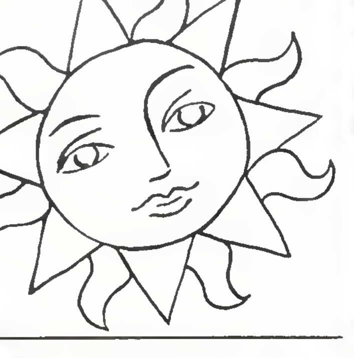
In diesem Griechenland gewidmeten Atlantisheft soll auch das abenteuerlichste neuere Griechenlandbuch nicht unerwähnt bleiben. Sein Titel ist irreführend, denn der Verfasser, der mit einem Segelboot Griechenland umsegelte und seine Inseln aufsuchte, hat vieles gesehen, das zu Odysseus' Zeiten noch nicht existierte. Der Autor mit seiner Frau segelte von Italien bis nach Ithaka, der Heimat Odysseus', dann nach Patras, von da nach Olympia, Delphi, Korinth, Athen und dann in die Zykladen, von wo es per Schlepptau zurück nach Italien ging. Mißgeschick und Glück des Seglers bringen den Autor stärker, als dies bei einem normalen Reisenden der Fall wäre, mit der Bevölkerung der Häfen zusammen, und dies unterscheidet das Buch vor allem von andern Griechenlandbüchern. Wenn der Autor auch mit allem Wissen um die Antike belastet ist und ihr nachreist, wo er kann, vergißt er doch nie das lebende Griechenland; ihm gehört sein Herz ebenso wie dem antiken. Sein Buch vermittelt eine Fülle der Information und ist zugleich eine spannende Seglergeschichte, in der es nicht ohne Lebensgefahr abgeht. Dazwischen findet der Segler aber Zeit, seine und unsere Beziehungen zur Antike einer Kontrolle zu unterziehen und sehr kluge Dinge über unsere Zivilisation, unsere Reiselust und unsere Sehnsucht nach der Ferne zu sagen. Ein durch und durch erfreuliches, dabei schlichtes und unkompliziertes Buch ist das, zudem mit schönen Photographien versehen. So zu reisen wie dies gescheite und sehr mutige finnisch-schwedische Ehepaar wäre mein Traum, aber ich fürchte, sie nehmen keine Passagiere auf in ihrer «Daphne». So kann ich nur hoffen, ihnen eines Tages in einem Hafen zu begegnen. Dann werden wir eine Flasche griechischen, geharzten Wein zusammen leeren und auf den Lobpreiser Homer anstoßen, dessen Geist über dem alten und dem neuen Griechenland und auch über diesem schönen Buche schwebt. *B. Hürlimann*

NEUE KALENDER 1955

Im Carl Gerber-Verlag, München, sind auch dieses Jahr wieder die beiden Heimat-Kalender, *Deutscher Kalender* (mit 53 Photos und zweisprachigen Unterschriften) und *Bayern-Kalender* (ebenfalls 53 Aufnahmen mit zweisprachigen Unterschriften) herausgekommen. Beide bringen bezeichnende und schöne Aufnahmen, wobei neben der Landschaft auch das Volksleben berücksichtigt ist. Auf dem Kalenderblatt 23 des deutschen Kalenders ist ein Fehler zu berichtigen: die Höllentalbahn wird schon seit 25 Jahren ohne Zahnrad befahren. — Im Verlag R. Piper & Co., München, ist der *Paul Eipper-Tierkalender 1955* erschienen (38 Aufnahmen mit den ebenso netten wie aufschlußreichen Texten von Paul Eipper). Nicht nur der schönen Tierbilder wegen, sondern auch wegen der guten Texte wünschen wir diesen Kalender in die Hand der Kinder wie der Erwachsenen. *T. W. D.*

ÄGYPTISCHE MALEREI

Der Verlag von Albert Skira in Genf, der durch seine schönen Farbreproduktionen bekannt ist, hat in seiner Serie «Les grands siècles de la peinture» einen Band über die Malerei des alten Ägypten herausgebracht, den man bedenkenlos zu den schönsten Kunstpublikationen der letzten Jahre zählen darf. In den Gräbern des alten Theben bei Luksor sind ganze Folgen von Wandmalereien in zum Teil unglaublicher Frische erhalten. Den Höhepunkt dieser Kunst, die sich über mehrere Jahrtausende erstreckt, bedeutet die Zeit der 18. Dynastie im 15.–14. Jahrhundert v. Chr. Aus dieser Epoche des «Style gracieux» unter Amenophis II. und Thutnosis IV. stammt auch die Mehrzahl der 95 Farbreproduktionen, die an Ort und Stelle neu aufgenommen und mit großer Sorgfalt durchgeführt sind (einzig das Gold auf den Deckeln der Zeit Tutankhamons kommt nicht überzeugend heraus). Besonders die vielen Detailaufnahmen vermitteln ein überaus eindrucksvolles Bild von der Lebensfülle und malerischen Delikatesse dieser ehrwürdigen Kulturdokumente, die geeignet sind, die übliche Vorstellung von der starren Unnahbarkeit der Pharaonen-Kunst weitgehend zu korrigieren. So entstand eine jener Publikationen, die im «Musée imaginaire» des 20. Jahrhunderts n. Chr. nicht fehlen darf, schließt sie doch unmittelbar den Kreis, den unser heutiges Kunsterlebnis durch Vergangenheit und Gegenwart zieht. – Zu den Abbildungen von Skiras Buch bildet der Text von Arpag Mekhitarian, Generalsekretär der «Fondation égyptologique Reine Elisabeth» in Brüssel, einen kenntnisreichen Kommentar. *M. H.*





GRAUBÜNDEN

für ideale Winterferien

Arosa-Kulm-Hotel Arosa

flegte Wohnlichkeit. Frohes Gesell-
aftsleben. – Herrliche Lage am Fuße
er Abfahrtspisten, bei den Skilifts.
Großer Eis- und Curlingplatz
Orchester Hazy Osterwald
und das Trio Robert Sazewski
Januar und März besonders günstige
Preise

Schreiben Sie bitte rechtzeitig an
Direktor J. Willmann
Telephon (081) 3 15 61

Grand Hotel Tschuggen Arosa

en in der Sonne und Schneeherrlich-
Arosas. Zentrum des Sportbetriebes
Gesellschaftslebens. Aller Komfort.
Januar und März besonders günstige
angements. – Telephon (081) 3 14 31

Direktion: Reto Wetten-Buchli
Im Sommer: Kurhaus Tarasp

Hotel Excelsior Arosa

s vornehme, erstklassige Familien- und
rthotel. 100 Betten, 25 Privatbäder,
i, ruhig gelegen. Alle Südzimmer mit
nenloggien, bestbekannt für seine
gnierte Küche. Seit 36 Jahren unter
persönlicher Leitung des Besitzers.

H. A. Sieber-Ott

Park Hotel Waldhaus Flims-Waldhaus

75jährige Tradition gepflegter
Gastlichkeit.
selbahn auf 1450 m und 2000 m, ge-
gte Skipisten, Trainerskilift, weites
z gepflegter Winterspaziergänge. Eis-
n, Curling. Unsere vorteilhaften Win-
auschalpreise: Fr. 24.– bis 32.– (mit
Bad Fr. 32.– bis 45.–)
Telephon (081) 4 11 81

R. Ed. Bezzola, Dir.

Grand Hotel Kurhaus Lenzerheide

für schönste Winterferien!
nige Lage – Neuzeitlicher Komfort –
ehr gepflegte Küche – Gediegene
Atmosphäre und Unterhaltung.
Im Januar und März besonders
günstige Arrangements.
Telephon (081) 4 21 34









Hotel Carlton St. Moritz

Ein Wintersporthotel allerersten Ranges

Schreiben Sie bitte rechtzeitig an
Direktor W. Scheel

Carlton-Grill für verwöhnte Ansprüche

Engadiner Kulm St. Moritz

Das Hotel mit altbewährter
Schweizer Tradition
Sportzentrum
300 Betten

Schreiben Sie an **Anton R. Badrutt**
Telephon (082) 3 39 31

Chantarella House St. Moritz

Das Haus an der Sonne
Gepflegtes Erstklaßhotel mit 160 Betten
und 40 Bädern. Mitten im Skigebiet. Eisfeld.
Curling. Spazierwege. Orchester. Open-
air-Restaurant. Stark ermäßigte Preise im
Januar und ab 8. März

Dir. R. Kienberger Telephon (082) 3 33 03
(Im Sommer: Waldhaus Sils-Maria)

Hotel Cresta Palace Celerina

vereint die Vorzüge des sonnigsten Win-
tersportplatzes des Engadins mit der ge-
pflegten Atmosphäre des erstklassigen
Hauses. Eigene Eisplätze, Orchester.
(Regelmäßige Autobusverbindung mit
St. Moritz, nur 8 Fahrminuten.) Tel. 3 35 64

Dir. G. Bisenz

Sporthotel Silvretta Klosters

Die Adresse für das gute Publikum

Orchester: Cesare Galli
Barpianist: R. P. Warnatz

Tagespauschalpreis ab Fr. 25.—